



Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Reil 1853.

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen Nummern vierteljährlich 2 M. oder in vierzehntäglichen Doppelnummern zu je 30 Pf.; mit Frauenblatt in wöchentlichen Heften zu je 25 Pf. oder in vierzehntäglichen Doppelheften zu je 50 Pf.

Mathilde Möhring.

(Schluß.)

Roman von Theodor Fontane.

Der Arzt war über Land. Erst gegen Morgen kam er und hatte gegen Thildens Behandlung des Kranken — Brotrinde in Essigwasseraufguss, ein Mittel, das noch von der alten Möhring herrührte — nichts Erhebliches einzuwenden.

„Es hat nichts geschadet,“ sagte er, „und das ist immer schon viel.“

Er verordnete dann eine Abkochung, und als Thilde fragte, ob ihres Mannes Krankheit was zu bedeuten habe, lächelte er ein wenig und sagte:

„Einigermassen. Es ist eine Lungenentzündung. Vor allem Ruhe.“

Thilde war eine gute Krankenpflegerin und gab Hugo die Medizin mit einer Genauigkeit, als ob das Leben an der Minute hinge. Sie glaubte nicht daran, aber sie wollte nichts versäumt haben. Die Vormittagsstunden vergingen unter Umwandlung des Schlafzimmers in ein Krankenzimmer. Die nach dem Hof hinausgehenden Fenster wurden verhangen und mit Stroh verstopft, während die Tür nach der Vorderstube offen blieb, nur durch eine halbe Portiere geschützt.

Thilde sah oft von draussen hinein, ohne daß der Kranke irgend etwas verlangt hätte, dann ging sie wieder an das Vorderfenster, das von der vorigen Frau Bürgermeister her noch einen altmodischen Tritt und einen Fensterspiegel hatte. Dieser Fensterspiegel war eigentlich überflüssig, denn es gab so wenig zu sehen, daß es auch nichts zu spiegeln gab. Mitten auf dem Marktplatz stand das Rathhaus mit einer schräglaufenden hölzernen Stiege, die bis zum ersten Stod ging und sich in einem schmalen Laubengang fortsetzte, aber alles von Holz. Dicht neben dem Rathhaus standen ein paar alte Scharren, jetzt verschlossen und mit Schnee bedeckt. An der Marktplatzseite war die Löwenapotheke, deren Provisor gähnte, denn seit der Mirtur für den Herrn Bürgermeister war seine Tätigkeit noch nicht wieder in Anspruch genommen worden. Daneben ein Bäckerladen mit einem schrägestellten Flechtuchen im Schaufenster und einigen bewundernd davorstehenden Kindern. Die Sonne schien so grell darauf, daß Thilde die großen Zuckerstellen erkennen konnte.

Zwischen dem allen glitt ihr Auge hin und her und nahm erst eine andere Richtung, als sie — diesmal allerdings mit Hilfe des Spiegels — den Briefträger die Herzog Kasimir-Straße heraufkommen sah. Er trat auch gleich darauf ins Haus, und Thilde ging ihm entgegen, um ein paar Briefe in

Empfang zu nehmen. Einer war aus Breslau, also wahrscheinlich eine Rechnung oder eine Preisliste, der andre eine Verlobungsanzeige von Rybinski (aber mit einer andern Dame), und der dritte von der alten Frau Möhring. „Frau Bürgermeister Großmann, geborene Möhring, Wolkenstein in Westpreußen.“ Die Buchstaben waren so steif getrielt wie auf einem Wachzettel.

Gott, dachte Thilde, wenn Mutter doch bloß nicht immer „geborene Möhring“ schreiben wollte. Möhring ist doch zu wenig.

Dann ging sie bis an die Portiere und horchte hinein, und als sich nichts in der Schlafstube regte, ging sie wieder bis ans Fenster und setzte sich in den kleinen schwarzen Stuhl mit drei Holzstäbchen, der hier stand, und nun las sie.

„Meine liebe Thilde!

Die Kiste kam gerade Heiligabend an, aber schon früh, und da gerade die Kuntischen da war, so sagte ich, na, Kuntischen, nu wollen wir sie aber auch gleich aufmachen.

Und da hättest du sehen sollen, wie geschickt sie war, und wie sie jeden einzelnen Nagel rausholte ohne Kneifzange, bloß alles mits Küchenmesser. Und als wir alles raus hatten, gab ich ihr eins von die Pakete, weil ich dran denken mußte, daß ihr die Petermann zu vorige Weihnachten auch ein großes Stück Steinpflaster geschenkt hatte. Sie war aber noch nicht ganz zufrieden, bis ich ihr sagte, na, Kuntischen, wenn es so weit ist, den Schinthenknochen, den kriegen Sie auch.

Da bedankte sie sich: ich weiß das schon von Ulrike, sie sind immer sehr nach Fleisch, natürlich, wer soll es denn bezahlen. Und muß ich Dir doch sagen, daß ich mich sehr über alles gefreut habe, weil man doch die Liebe sieht, und dann auch, weil ich sehe, daß Ihr's könnt, und daß Ihr's dazu haben müßt. Und sieh, das ist doch die Hauptsache. Denn mit der Sparrkaffe, das ist ja nu vorbei, weil es alles so viel gekostet hat, und wenn ich mir denke, daß es auch noch knapp ginge, ja, was sollte da werden.

Ins Spittel mag ich nicht. Und nu sage mir, Thilde, wie siehst es eigentlich mit Dir? Und Du hast mir noch immer nicht geschrieben von wegen der Witwenkaffe. Die Schmädicke sagte mir zwar neulich, sie müßten einkaufen, ob sie wollen oder nicht, aber es wäre mir doch lieb

zu hören, daß Du ganz sicher bist. Ich bin immer so sehr fürs Sichere. Denn der Mensch denkt, und Gott lenkt, und heute rot und morgen tot. Und er hat auch mitunter so rote Backen, was mir nicht gefallen hat. Und auch die Kunttschen sagte, glauben Sie mir, Frau Wöhring, es sagt ihm hier. Und nun grüße Deinen lieben Mann und sag ihm, ich ließ ihm ein glückliches neues Jahr wünschen, er verdient es, und es wird sich schon belohnen. Es ist ja viel drauf gegangen, aber es schadet nicht, und ich habe es alles gern gegeben, und die Schmädide sagte neulich: Auf's Kapital kommt es nicht an, wenn man bloß gute Zinsen hat.

Deine Dich liebende Mutter

Udele Wöhring, geborene Pring."

Gott, nun auch noch Pring, meinte Thilde, was sich Mutter nur eigentlich denkt! Und was sie da schreibt, als ob sie sich geopfert und mir mit ihrem Sparkassenbuch, was doch mein war, mein Glück bereitet hätte. Na, sie war immer so, und auf ihre Art meint sie's gut, erst mit sich und dann mit mir. Und dann war das Gute, daß sie mir immer freie Hand gelassen hat. Eine weinerige alte Frau, aber ich habe doch mit ihr leben können. Und vielleicht muß ich wieder mit ihr leben.

„Heute rot und morgen tot“, und daß sie auch gerade so was schreiben mußte. Hugo gefällt mir nicht, und der Doktor mit seinem „einigermaßen“ hat mir auch nicht gefallen. Ich möchte ihn doch ungern verlieren. Er ist so gut und hat mir eine Stellung gegeben. Denn, wenn ich es auch gemacht habe, ohne daß er da war, ging es doch nicht. Aber alles hat doch so seine zwei Seiten, und wenn ich so den Platz hier und die drei Scharren sehe — jetzt fuckt sich der Provisor im Spiegel an und findet sich hübsch — da weiß ich doch nicht, ob es nicht hübscher war, wenn ich nach der Stadtbahn rüber sah, und wenn Volle durch die Straße klingelte. . . Nun, Mutter hat ja auch geschrieben: „Der Mensch denkt, und Gott lenkt“. Sie hat immer solche neuen Sätze, aber richtig ist es, und ich muß es abwarten, wie Gott lenkt.

* * *

Hugo genas, und Ende Februar sah er im Garten in Front von einem Weinspalier, auf das eine warme Frühjahrs-sonne fiel. Thilde sah neben ihm und las ihm die Zeitung vor, denn es waren die Tage, wo Bismarck ins Schwanken kam. Hugo fing jedes Wort auf und zeigte großes Interesse, ergriff aber nicht Partei. „Sie werden wohl beide recht haben“, meinte er.

Thilde lächelte. „Ja, Hugo, das bist ganz du. Beide recht. Ich bin für einen.“

Aber den Zaun fort grühten die Nachbarn, die sich schon in ihrem Garten zu schaffen machten, und stellten auch Fragen nach seinem Befinden, denn so kurze Zeit er in der Stadt war, so war er doch sehr beliebt, und jeder freute sich seiner Wiedergenesung.

Die Landrätin kam persönlich und klagte sich an: eigentlich sei sie schuld, er habe sich's bei Ostwind auf dem Eis geholt. Und der alte Graf schickte eine große Melone aus seinen Treibhäusern mit einem Billett voll phantastischer Verbindlichkeiten und Ratschläge.

Nach Berlin hin war all die Wochen über kein Wort über die Krankheit vermeldet worden, weil Thilde dem Gejammer der Alten entgegen wollte, und auch jetzt, wo die Genesung im Gang war, schrieb sie nichts von der zurückliegenden schweren Sorge.

Vielleicht unterließ sie es auch, weil sie der Genesung mißtraute, wozu — wie sich bald zeigen sollte — nur zu viel Veranlassung vorhanden war.

Eines Tags, als Hugo wieder in der Sonne saß, schlug das Wetter plötzlich um, ein Schüttelfrost stellte sich ein, und ehe noch der Arzt es feststellen konnte, war es klar,

daß ein Rückfall eingetreten war. Er nahm die Form einer rapide fortschreitenden Schwindsucht an, und am zweiten Osterfeiertag abends trat der Tod ein, nachdem der Kranke Thilde nochmals ans Bett gerufen und ihr für ihre Tüchtigkeit, ihre Liebe und Pflege gedankt hatte. Diese Worte waren ehrlich gemeint, denn die Bedenken einer früheren Zeit waren ganz geschwunden, und er sah längst in Thilde nichts mehr als die rührige kräftige Natur, die sein Leben bestimmt und das bißchen, was er war, durch ihre Kraft und Umsicht aus ihm gemacht hatte.

Am dritten Osterfeiertag bei untergehender Sonne wurde er auf dem Woldenstein Kirchhof begraben. Alles war da: der alte Graf, der alles auf den Arzt schob und dann wieder versicherte, er habe es schon am Neujahrstag gewußt. Der Landrat, der, weil Osterferien waren, gerade in seinem Kreis sein konnte, viel Adel aus der Nähe und die ganze Bürgerschaft einschließlich der dritten Konfession. Auch der Provisor, der sich zufällig einen neuen Frühjahrsanzug hatte machen lassen, wollte nicht fehlen. Alle Bläser bliesen, der alte Graf unterhielt sich ziemlich laut, und was Woldenstein an Blumen hatte, wurde auf das Grab gelegt.

Der Geistliche geleitete Thilde in ihre Wohnung, und während der alte Graf im „Herzog Kasimir“ eine Flasche herben Ungar austach, sah Thilde auf dem Trittbrett ihres Bohnzimmers und sah auf den immer dunkler werdenden Marktplatz, über den ein Westwind einige braune Winterblätter trieb.

Dann wurden ein paar an Ketten hängende Laternen angesteckt, und im Schatten des Rathhauses, da wo die Stiege hinaufführte, stand plaudernd ein Liebespaar. Sie ließen sich durch den immer heftiger werdenden Wind nicht stören, der die Laternen hin und her bewegte, daß sie an ihren Ketten quetschten und knarnten.

Als Thilde wohl eine halbe Stunde lang auf das alles hinausgestarrt hatte, zündete sie die Lampe an und setzte sich an ihren Schreibtisch, um ein paar Zeilen an ihre Mutter zu schreiben:

„Liebe Mutter!

Heute gegen Abend haben wir Hugo begraben. Es war sehr schön und feierlich, alle Welt erschien, auch der Adel aus der Umgegend. Prediger Lämmel hielt die Rede. Sie wird gedruckt und wird uns dann — denn bis dahin denke ich wieder in Berlin zu sein — von hier aus zugestellt werden. Wie ich Dir gleich bemerken will, kostenfrei, auch der Druck. Denn Du wirst wohl sehr in Angst sein. Ich muß Dich aber ernsthaft bitten, mich mit dieser Angst nicht quälen zu wollen. Ich habe von hier aus für Dich gesorgt, und ich werde weiter für Dich sorgen. Du denkst immer an jämmerlich zugrundegehen, aber solange Deine Thilde lebt, so lange wirst Du zu leben haben, dessen sei versichert.

Ich empfangen noch das Gehalt bis Jahreschluss und die Witwenpension vom ersten April an. Dies wird Dir einen Stein von der Brust nehmen, und wenn Du erst weißt — und deshalb habe ich dies alles vorausgesetzt — daß Du nicht ins Spittel kommen und nicht wie die alte Kunttschen reinmachen und einholen brauchst, wirst Du vielleicht auch zuhören, wenn ich Dir sage, daß Hugo gut gestorben ist. Ganz wie ein feiner Mensch, der er immer war. Denn er war aus einem guten Haus, was immer die Hauptsache bleibt. Er hat mir auch noch gedankt, als ob ich wunder was für ihn gewesen wäre. Das macht, er hatte so was Edles. Und Dich hat er grüßen lassen.

Daß er bloß schwächlich war, dafür konnte er nicht. Wenn es nach ihm gegangen wäre, wäre er stärker gewesen. Alle Leute hier haben ihn sehr geachtet, weil alle sahen, daß er sehr gut war, und selbst Silberstein, von dem ich Dir schon geschrieben, hat an seinem Grab gesprochen, so daß sogar Pastor Lämmel zufrieden war und ihm die Hand gab. Silber-

sein, Firma Silberstein und Ehrental, wird auch alles besorgen, es sind sehr reelle Leute, fortgeschrittlich, aber sehr reell. Und was aus dem Mobiliar herauskommt, das werden wir kriegen auf Heller und Pennig. Ich habe noch ein paar Tage hier zu tun und Briefe zu schreiben, auch an den alten Grafen, der mir eine Stellung als Hausdame in seinem Haus angeboten hat — natürlich mit Gehalt — aber all dies wird in drei oder vier Tagen beendet sein, und spätestens Sonnabend früh gedenke ich in Berlin einzutreffen. Ich schreibe aber noch eine Karte vorher, damit Du ganz sicher bist und die Kuntzen zu rechter Zeit bestellen kannst. Ich bringe Dir auch ein kleines Andenken von ihm mit, ein kleines Kreuz, vorn mit einer Perle. Die Perle hat einigen Wert.

Ich freue mich, Dich wiederzusehen, so schmerzlich auch die Veranlassung ist, denn die Pension reicht nicht an das Gehalt. Ich muß Dir das sagen, mir ist es gleichgültig. Ich bringe mich schon durch und Dich mit.

Deine treue Tochter Thilde."

* * *

Sonnabend früh mit dem Nachhutzug kam Thilde auf dem Friedrichstrassenbahnhof an. Den kleinen Handkoffer, den sie mit sich führte, gab sie einem Gepäckträger zugleich mit ihrem Gepäckschein und wies ihn an, ihr alles in ihre Wohnung zu schaffen, drüben bei Schulzens, drei Treppen.

"Zawoll, Fräulein", nickte der Packträger — er verbesserte sich aber rasch, denn er kannte sie von alter Nachbarschaft her ganz gut, und versprach dann, in einer halben Stunde da zu sein.

Als sie ging, sah er ihr einen Augenblick nach. Was doch nich das liebe Geld alles tut. — Die hat sich tüchtig rausgemauert, orn'tlich 'n bißchen forsch, und sogar mit 'n Krimtscher!

Während ihr diese Betrachtungen folgten, schritt Thilde über den Damm hin und sah auf das Haus und nach der dritten Etage hinauf. Es hatte sich nichts verändert, und doch kam ihr alles ganz anders vor. Ein eigentümliches Gefühl beschlich sie, als sie sich sagte: Sei froh, daß es ist, wie es ist, es könnte viel schlimmer sein. Wie war es vor zwei Jahren, da mußte ich noch alles selber tun.

Sie ging auf die rechte Seite der Straße und spähte hinauf, ob sie die Alte vielleicht am Fenster sähe. Aber sie sah nichts, auch nicht in den andern Etagen, überall waren noch die Rouleaus herunter. Es war ihr lieb, ganz unbeachtet zu sein, aber sie war es nicht, und während sie über den Damm auf die Haustür zuing, sagte oben die Mätin, die vom Frühstückstisch aufgestanden war und sich ein Guckloch in der angelaufenen Scheibe zurechtgemacht hatte:

"Was sitzt du wieder über der Zeitung, Schulze, so was sieht man nicht alle Tage. Sie hat bloß schwarze Handschuhe an und sieht aus, als reiste sie nach Dresden und in die Sächsische Schweiz. Regenmantel und Opernglas, es fehlt bloß noch der Alpenstock."

"Ach, du hast immer was zu quängeln, Luise. Wenn sie mit einer langen Trauerfahne ankäme, dann wäre es dir auch nicht recht."

Thilde stieg langsam eine Treppe hinauf, je höher sie kam, desto langsamer, weil ihr vor der Begegnung mit der Alten bange war.

Auf dem letzten Treppenabsatz stand die Kuntzen und nahm ihr, weil sie nichts anderes mit sich führte, wenigstens den Regenschirm ab.

"Na, Kuntzen, wie geht es?"

"Vott, Frau Bürgermeistern, wie soll et jehen" — aber ehe sie das Gespräch fortsetzen konnte, war man oben, und Thilde lief auf die Mutter zu, die halb sonntäglich zurechtgemacht, in der offenen Tür stand und gleich zu weinen anfing.

"Mutter, so weine nur nicht gleich. Jeder kommt doch mal 'ran."

"Ja, bloß der eine zu früh und der andere zu spät. Wenn ich doch 'ran gekommen wäre!"

Und dabei trat sie vom Flur her in das Entree und vom Entree in die Wohnstube, wo vor dem Sofa schon der Kaffee stand und Semmeln und Butter.

"Na, komm, Thildchen, nu wollen wir eine warme Tasse trinken, und erzähle mir alles, wie es war."

"Ja, Mutter, gleich. Ich möchte mir aber erst die Hände waschen, und das Haar ist auch in Unordnung, ich hatte den Wind ins Gesicht und wollte nicht zumachen."

Und dabei erhob sich Thilde wieder, legte Hut und Krimtscher beiseite und hing den Mantel an einen Ständer im Entree. Dann kam sie wieder und meinte: "So, Mutter, nun schenk uns ein. Kalt war es ja, und der Mantel hat ja auch nicht viel geholfen."

"Ich dachte, du würdest ein Umschlagetuch drüber nehmen und überhaupt so etwas, was wie Trauer aussieht. Hast du denn gar keine Trauer getragen? Ich weiß ja, daß es hier sitzt, aber wegen der Leute. Und sie haben sich doch sehr anständig gegen dich benommen."

"Ja, Mutter, natürlich habe ich Trauer getragen. Silberstein hat mir alles besorgt und hatte das meiste auf Lager. Ich war ganz schwarz mit Schleier und Schleppe, als wie sich's gehört, aber als ich mich für die Reise zurecht machte, habe ich alles eingepackt, und du kannst es sehen, wenn es nachher kommt."

"Und unterwegs wolltest du nicht?"

"Nein, Mutter, unterwegs nicht. Und ich wollte auch nicht hier so ankommen. Das sieht gleich so gefährlich aus, und die meisten glauben nicht dran, und ich habe gesehen, daß sie zudringlich wurden, bloß wegen zu viel Trauer."

"Aber willst du es denn einfach so liegen lassen, es friert ja Fleder, und von Silberstein hast du's doch auch nich umsonst."

"Auftragen will ich es nicht, aber tragen werde ich es doch, wo's hingehört, wenn ich ernste Besuche mache. Denn wenn ich auch die Pension habe, so muß doch etwas geschehen."

"Ach, Thilde, daß du nun davon gleich sprichst. Ich hab' es ja nicht gewollt und habe mir diese ganze Nacht gesagt: Sprich nicht davon, Thilde mag es nich, Thilde war immer großartig, und nu' is sie es erst recht. Aber da du nu selber davon anfängst, sage, Kind, was soll nu werden? Denn es war ja doch eine furchtbare Krankheit."

"Ja, Mutter, das war es. Immer die Beklemmungen und die Atemnot . . ."

"Ach ja, Thilde, die Beklemmungen, aber ich meine nich die Beklemmungen, ich meine, daß es so lange gedauert hat."

"Ja, gerade ein Vierteljahr."

"Und wenn auch in einer kleinen Stadt der Doktor bloß um die Ecke wohnt, die Länge hat die Last, und zuletzt macht es doch was aus. Und dann die Medizin! Und gerade wenn es mal schon besser war, da müssen sie dann immer gestärkt werden. Aber es hilft meistens nie und is alles bloß hin."

Thilde nahm ein Stück Zucker, brach es zweimal durch und sah nun auf die vier Krümel, die da vor ihr lagen. In den vier Krümeln hatte sie nun wieder ihr Leben, und die Mutter, die noch kein Wort von dem armen guten Mann gesprochen hatte, rechnete schon wieder, was seine Krankheit gekostet habe. So nüchtern sie selber war, das war ihr doch zu viel. Sie nahm der Alten Hand und sagte: "Mutter, bringe der Kuntzen den Kaffee raus, sie wird wohl noch nichts Warmes genossen haben. Ich will in die andre Stube gehen und mich einen Augenblick hinlegen. Vielleicht schlafe ich ein, mir ist doch so übermüdig."

Sie dachte nicht an Einschlafen, sie wollte nur allein sein und einen Augenblick andere Gedanken haben. In Hugos früherem Zimmer ging sie auf und ab. Da war das Stehpult, darauf die juristischen Bücher immer so verstaubt umhergelegen hatten, und da war der Sofatisch, auf dem hochaufgeschichtet die kleinen Neclamhefte lagen und ein paar Blaustifte daneben, um immer gleich Notizen an den Rand schreiben zu können. Und da war das Fensterbrett, an das gelehnt sie so sonderbar sentimental ihre Verlobung gefeiert hatten, er noch halb krank und verlegen, sie nüchtern und berechnend.

Ich habe mich ihm immer überlegen geglaubt, sann sie vor sich hin. Es war nicht so. Wenn das ewige Nachrechnen klug ist, dann ist Mutter die klügste Frau. Von den andern, zu denen Hugo gehörte, hat man doch mehr, und ich will versuchen, daß ich ein bißchen davon wegstriege. Aber es wird mir wohl nicht viel helfen. Von Natur bin ich gerade so wie Mutter. Sie berechnet immer, was es kostet, und ich rechne mir den Vorteil aus. Die vier Krümel Zucker will ich mir in eine Schachtel legen und hier in das offene Sekretärsfach stellen. Da habe ich es immer vor Augen und will dran lernen, daß das ganz Kleine nun wieder anfängt, und wenn Mutter weinert, will ich nicht ungeduldig werden.

Ich dachte wunder was ich aus ihm gemacht hätte, und nun finde ich, daß er mehr Einfluß auf mich gehabt hat, als ich auf ihn. Rechnen werde ich wohl immer, das steckt wohl drin, aber nicht zu scharf, und will hilfreich sein und für die Nuntischen sorgen, schon deshalb, weil die Nuntischen seine einzige Menonce war. Und wenn er das sieht, wird er mir's danken, aber er wird's wohl nicht sehen.

Und dann ging sie wieder auf und ab und trat ans Fenster, und da, wo damals der Mond gestanden hatte, hing ein graues Gewölk. Aber während ihr Auge noch darauf ruhte, rötete sich's, und die Sonne gab ihm einen goldenen Saum.

Vielleicht ist das meine Zukunft, dachte Thilde.

Und sie holte sich den Regenmantel aus dem Entree, deckte sich damit zu, verfolgte noch eine Weile das Licht und das Schattenspiel an Wand und Decke und schlief ein.

Zu Thildens besonderen Eigenschaften gehörte von Jugend auf die Gabe des Sichanpassens, Sichhineinlebens in die jedesmalige Situation. Wäre Hugo, was nicht anzunehmen, aber doch auch nicht unmöglich war, am Leben und im Amt geblieben und nach Ablauf seiner Woldensteiner Amtszeit zum Oberbürgermeister einer Provinzialhauptstadt gewählt worden, so würde seine Frau bei Besuchen des Oberpräsidenten, ja selbst bei Kaiserparaden die Honneurs des Hauses mit vollkommener Unbefangtheit und ausreichender Geschicklichkeit gemacht haben.

Jetzt, wo sie sich nach einem kurzen Erfolg auf die Stufe zurückversetzt sah, von der sie ausgegangen war, fand sie sich auch darin zurecht und nahm ihr altes Leben ohne jede weitläufige Betrachtung und jedenfalls ohne Klage darüber wieder auf.

Die Sache lag so und so, folglich mußte sie so und so gehandhabt werden. Nur keine nutzlosen Betrachtungen! Es handelte sich für sie keinen Augenblick darum, ihre Situation in irgendein Gegenteil zu verkehren, sondern immer nur darum, aus der Situation, wie sie nun einmal war, das Beste zu machen, und dies tat sie voll Überzeugung und auf ihre Weise, rücksichtslos und doch auch wieder entschieden. Soweit es möglich, war sie der Alten zu Willen und unerhörlich in kleinen Guttaten und Aufmerksamkeiten, und ging so weit, daß sie wie vordem das bloß alkovenhafte Schlafzimmer mit ihr teilte. Den ganzen Tag aber sich beständig von ihr über Spittel und ähnliche Dinge unterhalten zu lassen oder Fragen zu beantworten, die sich fast immer auf ihr intimes Woldensteiner

Leben bezogen, dazu war sie nicht mehr gewillt und hatte dementsprechend kategorisch erklärt, daß sie wenigstens den Tag über allein sein müsse.

Das mit dem Vermieten müsse ein Ende haben. Und so hatte sie sich denn drüben eingerichtet, und als die Alte sah, daß Thilde viel schrieb und sich unter Büchern und Karten vergrub und, wenn sie zu Tisch kam (die Nuntischen mußte das Essen jetzt holen), oft rote Backen vom Lernen hatte, konnte sie sich denken, was Thilde vorhatte.

Sie konnte sich's denken und war auch nicht eigentlich dagegen. Aber wenn sie sich auch recht gut entsann, daß der Seminarlehrer schon damals, ehe Nöhrling starb, immer von Thildens schönen Gaben gesprochen hatte, so ging sie doch davon aus, daß „Lehrerin“ nicht recht was sei, ja, daß jedes andere Unterkommen, wenn auch von etwas fraglicher Beschaffenheit, dem immer noch vorzuziehen sei.

Bei Tage wagte sie mit solchen Betrachtungen nicht recht hervorzutreten, aber wenn sie zu Bett gegangen waren und schon eine Weile ganz ruhig gelegen hatten, richtete sich die Alte von ihrem Kissen auf und sagte, während von der Strafe her durch die nach vorn hinaus offene Türe ein schwacher Lichtschimmer sie traf:

„Thilde, schläfst du schon?“

„Nein, Mutter, aber beinahe . . . Willst du noch was?“

„Nein, Thilde, wollen will ich nichts. Mir is bloß so fürchtbar angst wegen deiner Lernerei. Du siehst so spack aus und hast solchen Glanz in den Augen. Er hat ja doch die Schwindsucht gehabt, und am Ende . . .“

„Nun?“

„Am Ende wär' es doch möglich . . . und wenn es so is, is doch frische Luft immer das beste und nich so viel sitzen.“

„Gewiß, frische Luft ist immer gut, aber wo soll ich sie hernehmen? Hier ist sie nicht gut, und wenn es nicht wegen meines Rheumatismus wäre . . .“

„Nein, Thilde, daß das Fenster offen steht, das geht nich, aber du könntest doch die frische Luft haben.“

„Ich? Woher denn?“

„Ja, Thilde, du hast mir doch gleich in deinem ersten Brief geschrieben, ich meine in deinem ersten, als er tot war, da hast du mir geschrieben von wegen ‚Hausdame‘ und mit Gehalt. Und wenig kann es doch nich gewesen sein, weil er ja so reich is, wie du mir geschrieben hast. Und alt is er auch, und da hättest du nu die schöne frische Luft gehabt und die gute Verpflegung. Ich will ja nichts sagen, aber was wir heute hatten, hatte doch keine Kraft mehr. Und wenn du ihn ordentlich gepflegt hättest, und das hättest du gewiß, denn du hast ja Mitleid mit jedem und mit mir auch, denn du bist gut, Thilde, ja, Thilde, denn hätten wir jetzt vielleicht was. Einer, der so reich is, kann doch nich so mir nichts, dir nichts sterben, ohne was zu hinterlassen. Und vielleicht daß er noch ganz zuletzt . . . War er denn katholsch?“

„Natürlich war er katholsch.“

„Na, denn ging es nich.“

„Ach, deshalb wär' es schon gegangen. Katholsch is nicht schlimm. Aber was denkst du denn. Ich wil von Woldenstein gar nicht reden. Aber hier! Was würden hier die Leute gesagt haben. ‚Die hat es eilig.‘ Und die Petermann, der alte Gitzahn, die hätte gesagt: ‚Es wird wohl eine mulmige Geschichte gewesen sein.‘“

„Ach, Thilde, dessentwegen muß man sein Glück nicht forstößen. Die Leute sagen immer so was, aber wenn man was hat, denn is es gleich, und bloß wenn man nichts hat . . .“

„Ja, Mutter. Nun wollen wir aber schlafen.“

Der Wunsch der Alten ging ganz entschieden dahin, daß sich Thilde wieder verheiraten sollte. Hugo war ein sehr hübscher Mann gewesen und aus einem sehr guten Haus.



Das neue Bilderbuch.

Gemälde von Emil Brack.

Und wenn sie damals, wo sie bloß ein armes Mädchen war, den Großmann gekriegt hatte, so konnte sie jetzt jeden heiraten, denn sie hatte ja nun einen Titel und war eine junge Witwe, und die Trauer stand ihr gut, und wenn sie zum Schultrat ging mit dem geteilten langen Schleier, sahen ihr die Leute nach.

Als die Alte aber merkte, daß Thilde die Heiratsidee ganz entschieden ablehnte und wirklich nur Lehrerin werden wollte, kam sie auf einen andern Plan, der geraume Zeit nach der Unterhaltung über den alten Grafen und das mutmaßlich verscherte Glück auch wieder nächstlicherweile erörtert wurde. Diesmal nicht in dem sauerstoffarmen Alkoven, sondern noch in der Vorderstube, die Alte steif aufrecht auf dem Sofa, Thilde zurückgelehnt auf der Chaiselongue.

„Na, Thilde, du warst ja heute wieder da. Wenn glaubst du dem, daß es so weit ist?“

„Du meinst mit dem Examen und mit der Stelle und möchtest wissen, wann ich das erste Gehalt kriege?“

„Ja, Kind, das meine ich. Du willst immer davon nichts hören, aber es ist doch was Sicheres.“

„Ach, sicher ist das andere auch.“

„Meinst du? Na, ich will es dir wünschen. Aber wenn es auch nicht so sicher ist, das mit der Schule, das ist doch nur die Hauptsache. Das hast du ja selber gesagt, und da habe ich dich nun schon lange fragen wollen, ob du nicht das mit der Witwe fallen lassen und deinen Mädchennamen wieder aufnehmen willst. Es werden ja so viele mit andern Namen getauft, und bei dir ist es nicht mal so, da kommt das Alte bloß wieder obenauf.“

Thilde schüttelte den Kopf, ersichtlich mit einiger Verstimmung. Aber die Alte, die sich, solange sie den Wiederverheirathungsplan verfolgte, von „Witwe“ viel versprochen hatte, wollte bei der veränderten Sachlage mit ihrem neuen Plan nicht nachlassen und fuhr fort:

„Ich denke mir, Thilde, du mußt es nun lieber so nehmen, als ob es . . . ja, wie heißt es doch, wenn was ganz kurze Zeit gedauert und dann wieder vorbei ist . . .“

„Ich weiß schon, was du meinst.“

„. . . also so nehmen, wie wenn es gar nicht gewesen wäre. Daß dir als Witwe was zugute getan wird, kann ich mir nicht denken, und Fräulein ist doch das Gewöhnliche . . .“

Thilde richtete sich auf, nahm ein von Woldenstein mitgebrachtes Luftkissen in den Rücken und sagte:

„Ja, Mutter, was denkst du dir eigentlich dabei! Das ist doch wie eine Defraudation, wie Unterschlagung, wie Lug und Trug.“

„Gott, Thilde, rede doch nicht so was.“

„Doch, Mutter, das ist Ableugnung des Tatsächlichen und straffällig.“

„Gott, Gott . . .“

„Ich habe dir wohl öfters gesagt, wenn du so beständig anbohrest und alles wissen wolltest, was auch nicht richtig war

und immer nur davon kam, daß du gegen den armen Hugo was hattest — nun, da habe ich dir wohl mal gesagt, daß es nicht so was Besonderes gewesen sei, was ich vielleicht nicht hätte sagen sollen, denn alles, was man in der Art sagt, wird doch bloß mißverstanden. Und nun bist du gerade doch wie die andern Menschen! Aber es ist alles falsch, was da denkst, und ich muß dir sagen, ich glaube beinahe, daß es besser hätte nicht heiraten sollen. Er sah so stark aus seinem Vollbart, aber er war nur schwach auf der Brust, und ich bin ganz sicher, es hat ihm geschadet . . . Und nun ist es gar nichts gewesen sein. Das wäre ja doch schändlich und undankbar, wenn ich ihm so was in seinem Grab nachsagen sollte! Fräulein Möhring! Was denkst du dir nur! Ich bin kein Fräulein und habe meinen Stolz als Frau und Witwe, wenn ich auch kein Pfand seiner Liebe unter meinem Herze trage.“

„Gott, Thilde, was du redest . . .“

„Ja, so sagt man, Mutter, das ist gerade das richtige Wort. Und es ist bloß ein Zufall, daß es ist, und es ist . . .“

„Meinst du?“

„Ja, das meine ich, und mitunter denke ich, es wird doch hübsch und besonders für dich, wenn es anders gekommen wäre.“

„Ja, Kind, wenn du so denkst . . .“

* * *

Das war kurz vor dem Examen gewesen, das Thilde mit glänzender bestand als Hugo damals das seine. Noch am selben Tag sagte man ihr, daß eine Stelle für sie frei sei. Man freute sich, sie ihr geben zu können. Am ersten Oktober trat sie ein in Berlin N, zwischen Moabit und Tegel. Sie ging mutig an die Arbeit, hatte frischere Farben als früher und war gekleidet nicht an dem Tag, als sie von Woldenstein wieder in Berlin eingetroffen war, nur ohne Krimstecker. Das seitens der Schuldeputation in sie gesetzte Vertrauen hat sie gerechtfertigt. Hinaus fährt sie jeden Morgen mit der Straßenbahn, den Weg zurück macht sie zu Fuß und kauft immer was ein für die Mutter, ein Kütchen voll Prünellen, einen Pfannkuchen, einen Geraniumtee oder oft auch am Dranienburger Tor eine Hasenleber, weil sie weiß, daß Hasenleber das Lieblingsgericht der Alten ist. Und die Alte sagt dann:

„Gott, Thilde, wenn ich dich nicht hätte.“

„Laß doch, Mutter, wir haben es ja.“

„Ja, Thilde, es ist schon wahr, aber wenn es man bleibt.“

„Es wird schon.“

Von Hugo Großmann wird selten gesprochen, seine Photographie hängt aber mit einer schwarzen Schleife über der Chaiselongue, und zweimal im Jahr kriegt er auf das Grab in Woldenstein einen Kranz. Silberstein legt ihn nieder und schreibt jedesmal ein paar freundliche Zeilen zurück.

Erfrierungen.

Von Dr. J. Herm. Vaas.

Wärme, Kälte, Hitze, Frost sind von unwillkürlicher her geltende, rein subjektive, also nur unbestimmt abschätzbare Empfindungsbezeichnungen für die vorhandenen oder fehlenden stärkeren oder geringeren Einwirkungen der Sonne auf die menschlichen Nerven, besonders die der Haut; sei es, daß diese von ihnen direkt, durch die Luft oder von festen oder flüssigen, anorganischen oder organischen Gegenständen her getroffen werden.

Die gleiche unsichere Abschätzung galt von jeher auch für die Wirkung des irdischen, künstlichen Feuers oder künstlicher Kälte, die beide ja im Grunde auch gar nichts anderes sind als

eine Auslösung oder Abschließung der in den Brennstoffen aufgespeicherten Sonnenkraft. Mit derartig unzuverlässigen Andeutungen für Temperaturunterschiede begnügten sich Leben und Wissenschaft Jahrtausende hindurch, bis endlich die im sechszehnten Jahrhundert entstandenen neuzeitlichen, sogenannten exakten, d. h. mit Gewicht, Maß und Zahl arbeitenden Naturwissenschaften sichere oder doch genauere Bestimmungen gebietet und auch zustande brachten.

Das erste Meßinstrument für Temperaturen erfand im sechszehnten Jahrhundert der Italiener Santorio Santoro, aber erst im achtzehnten gelang es Fahrenheit, Reaumur und Celsius

brauchbare Thermometer herzustellen. Seit diesen epochemachenden Erfindungen erst bezeichnet man die Abtunungen der Temperatur auf sicherer Grundlage nach Graden und mißt sie genau; in der Medizin auch die des Körpers im gesunden und kranken Zustand. Bei den Forschungen in der letzten Richtung stellte sich nun die merkwürdige Tatsache heraus, daß zwar schon geringe Steigerung und desgleichen Sinken der inneren Körperwärme das Leben zu gefährden und zu vernichten imstande sind, daß aber der menschliche Organismus anderseits bis zu erstaunlichen Grenzen die Fähigkeit hat, bei sehr hohen und tiefen Graden der äußeren Temperatur die innere Temperatur gleich zu erhalten, mit andern Worten, sie zu ertragen und sich gegen Hitze und Frost zu schützen. Freilich — wenn diese Schutzmittel und Schutzmaßregeln vernachlässigt werden oder nicht benutzt werden können, sinkt auch die innere, und dann tritt durch Steigerung oder Sinken der äußeren Temperatur über oder unter ein gewisses Maß schließlich Vernichtung des Lebens überhaupt oder doch Zerstörung einzelner Körperteile ein. Die zerstörende Wirkung hoher Temperaturen bezeichnet man dann als Verbrennung, die niedriger Grade als Erfrierung. Von der letzteren wollen wir im folgenden sprechen.

Bemerkungen müssen wir im voraus, daß solche niederen Temperaturgrade, wenn auch die äußeren Verhältnisse sich gleich sind, nicht immer und bei allen die gleiche Art oder nur überhaupt Erfrierungen zur Folge haben, sondern daß darin große Verschiedenheiten vorkommen, so zwar, daß die sogenannte individuelle Disposition auch hier zu Hilfe genommen werden muß.

Gerade darin unterscheiden sich die Erfrierungskrankheiten von den Verbrennungskrankheiten, die doch beide, durch ganz das gleiche Agens, die gleiche Ursache — die Temperatur — wenn auch freilich durch deren entgegengesetzte Enden, hervorgerufen werden, durchaus: Verbrennung erfolgt ohne Unterschied stets durch hohe Temperaturgrade bei allen, ohne daß eine besondere „Disposition“ nötig wäre! Zu Erfrierungen „disponiert“ sind in erster Linie Kinder, sowohl Knaben wie Mädchen, besonders blonde mit zarter Haut; in späteren Jahren weibliche Individuen mehr als männliche und begreiflicherweise schwächliche mehr als kräftige, bereits kranke mehr als ganz gesunde, vor allem aber Trinker und Trinkerinnen; ganz vorwiegend ist Betrunktheit — in zwei Dritteln aller Fälle — Ursache des Erfrierungstodes, also des höchsten Grades der Frostwirkung. Zu ihrem Studium auf den Menschen hat man Experimente an Tieren, die ja selbst in schweren Wintern oft zahlreich erfrieren, angestellt, um zu erfahren, ob und wie sich Frostschäden und Frosttod beim Menschen am besten heilen und, noch besser, verhüten lassen. Ward die Innentemperatur der Tiere auf etwa die Hälfte der normalen — auf 20° bis 18° Celsius über Null — abgekühlt, so verfielen sie rascher Bewegungs- und Empfindungslosigkeit und schließlich dem Tod, wenn nicht sofort zweckentsprechende Hilfe eingeleitet ward, die dann oft noch zu vollständiger Wiedergenesung führte. Das gleiche lehrte auch die Erfahrung an halberfroren aufgefundenen Menschen, bei denen übrigens das Ergebnis der Gegenmaßregeln bei so tief gesunkener Körperwärme immerhin unsicherer war, während solche, bei denen das Thermometer noch eine innere Temperatur von + 24° C. nachwies, in der Regel vollkommen wiederhergestellt werden konnten. Welcher Art die Hilfeleistungen der Laien sein müssen, werden wir bei den einzelnen Erfrierungskrankheiten angeben.

Die Schädigungen, die der menschliche Organismus durch die Kälte erfährt, teilt man hergebrachterweise ein in die allgemeine Erfrierung bzw. den Erfrierungstod und in die örtlich begrenzten Erfrierungen, von denen man wieder drei verschiedene Grade, je nach der Stärke und der Tiefe der Frostwirkung auf die Haut oder die übrigen Gewebe der Körperteile, besonders der Gliedmaßen, unterscheidet.

Die allgemeine Erfrierung erstreckt sich auf den ganzen Organismus, vernichtet (oder bedroht) das Leben direkt und

plötzlich. Fälle dieser Art, die im freien Feld und auf der Landstraße sich ereignen, sind es denn auch allein oder doch hauptsächlich, über die während der kalten Jahreszeit regelmäßig in der Tagespresse unter der Rubrik „Traurige Todesfälle“ berichtet wird, während doch die Gliedererfrierungen oft viel tragischer sind.

Nicht immer sind es die kältesten Herbst- und Winterabschnitte, in denen die erstgenannten am häufigsten vorkommen, eher das Gegenteil; denn die grimmigste Frostzeit fürchtet jedermann und meidet dann möglichst den Aufenthalt im Freien. Auch liefern nicht die kältesten Klimate die zahlreichsten Erfrierungstodesfälle, sondern die mehr gemäßigten und milderen, weil man sich in diesen weniger gefährdet und sich deshalb auch nicht sorgfältig schützen zu müssen glaubt. Welche Kältegrade der Mensch, wenn er alle Schutzmaßregeln ergreift, ertragen kann, beweist der Umstand, daß in Jezuski, dem kältesten Platz der bewohnten Erde, und bei Süd- und Nordpolexpeditionen noch Temperaturen von 60 Grad unter Null selbst längeren Aufenthalt im Freien gestatten; ohne diese können anderseits aber sogar unter den Tropen infolge des starken nächtlichen Temperaturwechsels Erfrierungstode vorkommen, namentlich wenn unmäßiger Alkoholgenuß vorausgegangen war. Aus der nüchternen Lebensweise der Japaner dagegen erklärt sich daher ohne Zwang, daß während des grauenhaften letzten Winterfeldzugs im russisch-japanischen Krieg viel weniger japanische Soldaten dem Erfrierungstod — und Erfrierungen überhaupt — unterlegen sind als russische, ebenso wie die ältere Erfahrung, daß im napoleonischen Krieg gegen Rußland im Jahr 1812 die italienischen und dalmatinischen Soldaten der Kälte und dem Kältetod viel besser widerstanden als die aus nördlichen Ländern stammenden und die französischen Truppenteile.

Der allgemeinen Erfrierung und dem Erfrierungstod gehen einige wenige, in der Regel nur kurz, meist sehr kurz, ganz selten etwas länger dauernde Vorläufer- und Warnungsercheinungen voran, deren Kenntnis gerade für den Laien von größter Wichtigkeit ist; denn von ihr hängt, wenn die nötige Willenskraft vorhält, allein die Rettung von drohender Erfrierung ab. —

In den Tagen des Januar 1871, als unsere Soldaten an der Liffaine bei — 17 Grad im Freien Mächtigen mußten, aber, im Gegensatz zu den schwächeren und seelisch niedergedrückten Franzosen, infolge der Gewöhnung an Strapazen sowie im Bewußtsein ihrer Verantwortung sich einander wach und in steter Bewegung erhielten und dadurch der Erfrierung widerstanden, herrschte auch am Rhein, dem wärmsten Teil Deutschlands, die gleiche und in einzelnen Nächten noch stärkere Kälte.

Damals fuhr ich an einem Spätabend von der Dorfpraxis nach Haus, im Schritt, weil der tiefe, glatteisüberzogene, unter den Rädern knirschende Schnee es nicht anders zuließ. Der Mond strahlte im ruhigen, weißen Kälteglanz des Winters, und daneben funkelten die Sterne unruhig hell, während Millionen Eis- und Schneekristalle das Licht beider flimmernd in die Luft zurückwarfen, so daß weiter Aus- und Umblick möglich war. Auf der weißen Decke der Felder lagen vereinzelt die toten Körper verhungertes und erfrorener Hasen, während einige noch lebende Genossen über das Glatteis rutschend dem Dorf zustrebten, um vielleicht in den Höfen und Scheunen daselbst noch etwas Nahrung zu finden. Wir waren kaum eine Viertelstunde weit gefahren, als der Kutscher plötzlich anhält und voller Entsetzen mir zurief, am Rand des Chausseegrabens liege ein toter Mann, ob ich nicht nach ihm sehen wolle. Das geschah natürlich sofort, und zum Glück zeigte sich bei der Untersuchung, daß das Herz noch langsam und schwach schlug und sogar noch einzelne oberflächliche und unregelmäßige Atemzüge sich einstellen; auch waren, trotz der Kälte und Blässe des Gesichts, die Glieder noch biegsam, noch nicht kaltestarr — denn sie wären dadurch wie Glas brüchig geworden — so daß wir den Bewußtlosen in den Wagen und

nach dem ersten Haus des soeben verlassenen Dorfes bringen konnten. Als das geschehen war, stellte sich heraus, daß der Mann aus dem Dorf stammte. Er wurde im kalten Zimmer entkleidet, auf eine Bettunterlage gelegt und am ganzen Körper mit Schnee abgerieben. Daneben wurde auch durch Erheben der beiden Arme nach oben mit darauffolgendem raschen Senken und danach Andrücken gegen den Brustkorb bei vorgezogener Zunge die künstliche Atmung eingeleitet, alles das so lange, bis unter tiefen, anfangs vereinzelt, dann allmählich regelmäßig werdenden Atemzügen auch die Herzthätigkeit stärker und normal geworden und das Bewußtsein zurückgekehrt war.

Nummehr wurde der Patient ins Bett gebracht, gut bedeckt, auch der Ofen angeheizt; warmer Tee und später warmer Wein beschleunigten daneben seine Wiederanregung und Belebung, nach deren Eintritt nummehr der etwa 50 Jahre alte, kräftige Mann erzählen konnte, was seiner Auffindung vorausgegangen war. Er war den ganzen Tag über an verschiedenen Orten Geschäften nachgegangen, ohne regelrecht gegessen, jedoch auch ohne zu viel Spirituosen getrunken zu haben, so daß er schon recht ermüdet und sehr durchfroren den Heimweg angetreten habe; aber er sei dennoch bis in die Nähe des Dorfes gekommen, dessen Dichter er schon gesehen zu haben sich noch erinnere; dann habe ihn auf einmal dumpfes Kopfwelk sowie großes Ruhebedürfnis überkommen, und die Beine seien ihm so schwer geworden, daß er, um ganz kurz auszurufen und danach wieder weitergehen zu können, sich auf den Rand des Chauffeegrabens gesetzt habe, wobei er unglücklicherweise eingeschlafen sein müsse. „Das war aber nicht der gewöhnliche Schlaf, sondern Kältebetäubung, die Vorläuferin des Erfrierungstodes!“ sagte ich. „Da hätten Sie unter allen Umständen all Ihre Willenskraft zusammennehmen und die kurze Strecke noch vorwärts bis ins Dorf gehen müssen; denn nur der Zufall, daß wir vorbeikamen und Sie auch sahen, rettete Ihr Leben!“ „Aber von diesen Vorläufern wußte ich nichts,“ antwortete darauf der Mann, „sonst hätte ich sicher durch Hinsehen nicht mein Leben gefährdet, so viel Kraft hätte ich noch zusammengebracht!“

Hätte der Mann nur wenig länger bei — 17 Grad R. im Freien gelegen, so wäre er in Froststarre verfallen, und sein Herz hätte stillgestanden für immer, schmerzlos freilich, denn der Erfrierungstod ist ein empfindungsloser Betäubungstod. Er tritt aber oft auch ganz plötzlich ein als wahrer Kälteschlag, ohne alle warnenden Vorläufererscheinungen, durch Herzstillstand. In dieser Form tritt er namentlich dann leicht ein, wenn Gewohnheitstrinker oder Leute, die nur gelegentlich einmal des Guten zu viel getan haben, sich starker Kälte Wirkung aussetzen, besonders bei eisigkalten Schneestürmen — über einen mitten im Weg liegenden deersart Erfrorenen fiel ich im schweren Winter von 1860 bei einem nächtlichen Krankenbesuch. — Verüchtigt sind als Kälteörter die nordamerikanischen Blizzards. — Ubrigens muß als Regel aufgestellt werden, daß man bei allen erfrorenen Aufgefundenen die oben angegebenen Rettungsmaßnahmen anwenden muß, und zwar lange genug, selbst stundenlang, da man in keinem Fall ganz sicher wissen kann, ob nicht doch ein Lebensfunken verborgen noch im Innern glimmt, der schließlich zum Leben angefacht werden kann, wenn auch erst nach langem und heißem Bemühen.

Daß aber bei solchen Personen, die halberfroren längere Zeit im Freien lagen, dies nicht immer ohne jede schlimmen Folgen bleibt, ist begreiflich; oft erleiden sie Erfrierungen geringeren oder höheren Grades an den besonders dazu geneigten dünnen und äußersten Körperteilen, in denen der Blutumlauf an sich schon schwach ist, an Händen und Füßen, zumal an Zehen und Fingern, dann an der Nase und den Ohren, aber auch bis in die Unterschenkel und Vorderarme hinauf. — Treten doch schon bei solchen, die längere Zeit selbst bei der Arbeit, beim Gehen — noch mehr beim Stehen — beim Winterpiel und -sport, beim Postenstehen usw. in der Kälte sich aufhalten,

häufig genug Frostschäden ein. Namentlich sind schwächliche und geschwächte, schlechtgenährte und verweichlichte weibliche Personen und Kinder dazu geneigt; bei ihnen braucht sogar der Kältegrad, dem sie ausgesetzt waren, nicht einmal ungewöhnlich tief und auch die Zeit, während der dies geschah, nicht sehr lang gewesen zu sein.

Der schwerste Grad örtlicher Erfrierungen ist der, bei dem alle Weichteile des betroffenen Gliedes bis zu den Knochen und selbst diese noch absterben, so daß sie dem trockenen oder dem feuchten Brand verfallen. Dieser tritt aber in ausgedehntem Maß nicht häufig ein, zum Glück, denn Erscheinungen solcher Art sind oft geradezu erschreckend, so daß man dem Arzisten eher den Tod wünschen als ihn am Leben erhalten wissen möchte.

Und dennoch können selbst solche Unglückliche unter Umständen gerettet werden — dann nämlich, wenn der Brand nicht unaufhaltbar fortschreitet, sondern gegen das Gefunde sich abgrenzt — freilich mit Verlust der betroffenen Glieder durch unermehliche Amputation. Viel öfter gehen nur einzelne Teile der Ohren, der Nase, einzelne Finger oder Zehen durch Frostbrand zugrunde, wie das z. B. dem Herzog von Aosta widerfuhr, der während seiner Nordpolexpedition auf diese Art zwei Finger eingebüßt hat. Dieser Grad, der sogenannte dritte, muß natürlich nur der ärztlichen Hilfe überlassen werden.

Anders wird dies in den beiden leichteren Graden gehalten, denn bei solchen wird erfahrungsgemäß sehr oft, ja in der Regel nicht der Arzt gerufen, sondern sie werden mit Hausmitteln uralter Herkunft oder, wenn diese verlagen, von Puschern „behandelt“, nicht nur auf dem Land und nicht bloß bei Ungebildeten — mit Unrecht; denn auch sie sind nicht immer unbedenklich, sondern bergen manche Gefahren, öfter aber noch lassen sie Entstellungen oder doch lästige Folgeübel fürs ganze Leben zurück.

Der erste Grad der Erfrierung ist der häufigste, vor dem zweiten bewahrt die Patienten in der Regel die Schmerzhaftigkeit des ersten, was um so besser ist, als der zweite nicht mehr so oft ohne bleibende Nachteile zu heilen pflegt wie jener.

Die Erscheinungen der leichtesten Erfrierung sind vielen aus eigener Erfahrung, namentlich von den Kinderjahren her, bekannt. Nach kürzerem oder längerem Aufenthalt im Freien, bei oft nicht einmal sehr niedriger Lufttemperatur, entsetzt allgemeine Durchkältung des Körpers und in Füßen und Zehen, Händen und Fingern, Nase und Ohren juckendes Frostgefühl. Diese Teile verbläuen dabei anfangs durch Blutleere, werden aber unter Abnahme des Empfindungs- und Tastgefühls alsbald bläulich bis dunkelblaurot und schwellen ein wenig infolge der Stockung in den venösen Gefäßen an, wodurch die Schmerzen noch heftiger werden, namentlich dann, wenn die Patienten ins warme Zimmer flüchten oder gar sich an den Ofen stellen, was namentlich Kinder törichterweise oft tun. Lautes Weinen und Schreien ist die Folge. Das einzige richtige Verfahren in solchen Fällen ist, daß sie so lange in kühlen Räumen die Glieder bewegen und zeitweise die erfrorenen Hände, Nase und Ohren mit Schnee abreiben oder mit kaltem Wasser waschen, bis das Wärmegefühl sich wieder einstellt; dann erst ist der Übergang ins erwärmte Zimmer ohne Schaden zulässig.

Wiederholen sich solche leichte Erfrierungen der genannten Teile öfter, so bleiben schließlich Verdickungen und blaurote Färbung zurück, es bilden sich an Händen und Füßen, besonders an der oberen Seite der Finger und Zehen sogenannte Frostbeulen, Nase und Ohren aber verlieren an Form oder werden gar unförmlich dick. Die erfrorenen Hautstellen schmerzen dazu fortwährend mehr oder weniger, besonders bei Witterungswechsel, selbst in wärmeren Jahreszeiten und in der Bettwärme. — Zur Verhütung häufiger Wiederkehr von Erfrierungen überhaupt und damit der bleibenden Nachteile letztgenannter Art ist es notwendig, das ganze Jahr hindurch



OTTO ZIEHT ALS SIEGER ÜBER
DIE SLEVEN UND WENDEN IN MAGDEBURG EIN.

Otto I. zieht als Sieger über die Slaven und Wenden in Magdeburg ein.
Sandgemälde von Kurtz. Kampf im Reuen Kaiser Friedrich-Museum in Magdeburg.

Gesicht, Ohren, Hände und Füße bloß mit kaltem Wasser zu waschen, in der kälteren Jahreszeit nur poröse Handschuhe und weiche wollene Strümpfe in weiten Schuhen, nie aber Glacehandschuhe und enge Fußbekleidung zu tragen; denn gerade diese beiden verursachen sehr leicht Frostbeulen. Sind letztere vorhanden, so dienen am besten zu ihrer Beseitigung kurze kalte Hand- und Fußbäder, in denen ein oder zwei Löffel Chlorkalk aufgelöst sind, Abreibungen mit Schnee oder kalte Umschläge; auch Einpinselungen mit Kollobidium oder Jodtinktur kann der Laie noch selbst anwenden, jedoch geschieht das letztere am besten erst nach Einholung des Rates eines Arztes, der überhaupt in hartnäckigen Fällen von Erfrierungen ersten Grades notwendig ist. Daß in der Winterzeit naß gewordene Füße und Hände besonders leicht Frostschäden erleiden, wollen wir noch anführen und bemerken, daß gerade in solchen Fällen am ehesten Erfrierungen des zweiten Grades entstehen.

Bei diesem dringen die Veränderungen schon viel tiefer in die Gewebe infolge vorausgegangener längerer und stärkerer Kälteeinwirkung. Er unterscheidet sich aber von dem früher besprochenen dritten Grad durch das Fehlen brandiger Schorfbildung. Die erfrorenen Körperteile sind viel schmerzhafter als beim ersten Grad, der Schmerz ist stechend und spannender, weil ja auch die Geschwulst viel bedeutender ist, die Rötung ist dunkelblau durch vollständige Stocung des Blutes in den Venen; es erheben sich alsbald mit gelbbrauner Flüssigkeit gefüllte Blasen auf der Haut, aus denen sich nachträglich

für gewöhnlich langdauernde Frostgeschwüre entwickeln. Diese pflegen um so schlimmer zu werden, je stärker und anhaltender die auf die anfängliche Schmerzhaftigkeit folgende Gefühllosigkeit ist.

Hält die letztere tagelang und sogar noch bei scheinbar wieder normal gewordener Hautbeschaffenheit an, so sind tiefgreifende und umfangreiche Verschwärungen zu fürchten, deren Grund und Ränder nicht rot und blutreich, sondern blaß und grau aussehen, nur wenig und dünnen Eiter bilden und entsprechend lange Zeit zur Ausheilung erfordern, selbst bei der zweckmäßigsten Behandlung, die nicht mit Haus- und Volksmitteln — davor sei hier ausdrücklich gewarnt — sondern nur von einem Arzt durchgeführt werden kann. Immerhin kann der Laie zum guten Ende selbst dieses schweren Erscheinungsgrades noch das Seinige beitragen dadurch, daß er die ersten Maßregeln bis zur Ankunft des Arztes richtig ausführt, d. h., daß er vor allem wieder die kalten Schnee- oder Wasserabreibungen im kühlen Raum einleitet, sie dann in einem mäßig warmen Zimmer fortsetzt, dabei aber, was ganz besonders wichtig ist, die erfrorenen Glieder fortwährend senkrecht erhoben hält, damit der gänzlich stockende Rücklauf des Venenblutes nach dem Körper hin möglichst erleichtert wird.

Im späteren Verlauf aber sind die sorgsame Pflege und liebevolle Aufmunterung der meist seelisch niedergedrückten Erfrierungskranken eine wesentliche Hilfe für den Arzt und eine Stütze für jene in langen Leiden.

Neujahrstrunk.

Wir haben, eine frohe Schar,
So manche liebe Nacht
Bei Sang und Wein im alten Jahr
Durchjubelt und durchwacht.
Heut aber klingt ein ernster Ton
In unsre Lust hinein:
Das alte Jahr schlich still davon,
Ein neues tritt herein.

Das kommt daher aus einer Welt
Voll feierlicher Ruh,
Von Sternen war sein Pfad erhellt —
Ich aber trink ihm zu:
Du neues Jahr — mit Traubenblut
Gefüllt hab' ich das Glas:
Gib du mir von der Lebenslust
Ein vollgerüttelt Maß!

Und ob du Freude mir kredenz,
Ob von der Stunde Grund
Das Schicksal mir entgegenglänzt,
Es bleibt mein durst'ger Mund
Und meine Sehnsucht ungestillt,
So lange noch der Quell
Des Lebens vor mir rauscht und schwillt
So golden, klar und hell!

B. Gildemeister.

Das Thorner Blutbad.

(Schluß.)

Ein Bild aus deutscher Geschichte. — Von Rudolf von Gottschall.

Ein früher Winter hatte schon in den ersten Novembertagen eine Schneehülle übers Land gebreitet und den grauen Häusern und Türmen der Stadt weiße Klappen aufgesetzt. Da erhielt Regina eines Tags ein Brieflein, und der Abend fand sie im Zimmer der Amme. Kasimir war zurückgekehrt; leidenschaftlich drückte er das Mädchen ans Herz. Dann aber trat eine tiefeste Pause ein, in der sich nichts regte als das knarrende Geäst der entlaubten Linde vor dem Fenster, von der der Sturmwind Schneelasten schüttelte.

„Was ist geschehen?“ rief Regina zuletzt in ausbrechender Herzensangst.

„Ein Todesurteil ist gefällt worden.“

„Über meinen Vater?“

„Über deinen Vater!“

Regina brach ohnmächtig zusammen.

Als sie die Augen wieder aufschlug, sprach Kasimir ein tröstlich Wort.

„Noch ist ein leiser Hoffnungsschimmer. Die Gültigkeit des Bluturteils ist abhängig von dem Eid, den der Rektor

der Jesuiten schwören soll; doch die Gejeze des Ordens verbieten, einen Eid auf Blut zu schwören.“

„Ich hoffe nichts mehr!“ sagte Regina trostlos.

Zwei schwere Tage . . . Regina brachte sie verweint und trostlos zu; immer wieder schloß sie den Vater mit überströmender Zärtlichkeit ans Herz. Sie sah ja mit schauernder Bewußtheit vor sich, was er nur fürchtete.

Endlich kam ein versiegeltes Schreiben, Rösner erbrach es. Mit klopfendem Herzen stand Regina daneben . . . es war das Todesurteil und die Ankündigung einer Exekutionskommission, die von mehr als dreitausend polnischen Soldaten begleitet werden sollte.

„Daj sie es wagen — daj sie es wagen!“ rief Rösner tief erschüttert aus, indem er sich in einen Stuhl warf und die Hände vor das Gesicht presste. „Es ist der Untergang unserer städtischen Freiheiten!“

„O, möchten sie untergehen,“ rief Regina zitternd, „wenn ich dich nur erretten könnte!“

„Ich kann's nicht glauben,“ sagte Rösner, indem er sich von seinem Stuhl erhob, wie von einer Hoffnung getrostet, „daß König August es ruhig mit ansehen wird, wenn unsere Stadt Thorn, wenn ich selbst ein Opfer so tyrannischer Bedrückung werden sollte! Welche Dienste haben wir ihm im Schwedenkrieg geleistet! Sollte ihn nichts mehr daran erinnern, was wir in aufopfernder Hingebung für ihn getan haben?“

„Gewiß — gewiß!“ rief Regina freudig erregt, „er ist ja sanftmütig, er ist kein Tyrann!“

„Doch wie zu ihm gelangen mit einem Gnadengesuch? Das wandert in die Kabinette. Die Räte werden's liegen lassen, die Sache hinzögern, da sie dem König unbequem sein könnte, denn alles, was seine schweizerische Bequemlichkeit stören könnte, suchen sie ihm fernzuhalten.“

Regina ging unruhig auf und ab, sie rang mit einem Entschluß; dann trat sie fest vor den Vater hin.

„Laß mich gewähren, Vater — gib mir einige Tage Urlaub!“

„Du wolltest —?“

„Frage mich jetzt nicht, frage mich später nicht! Wo alles auf dem Spiel steht, schwindet jede Rücksicht!“

„Ich selbst würde nimmer zugeben, daß du dich irgend-einer Gefahr aussetzt um meinetwillen. Doch da es sich um dein eigenes Schicksal handelt, mein armes, mein verlassenes, verlorenes Kind — so laß ich dir freie Hand, und keine ungeduldige Frage soll dich stören und hemmen.“

Ein herzlicher Abschiedskuß! Rasch machte die Jose das Reisegepäck zurecht, ein Schlitten hielt vor der Tür, und dann ging es über die Weichselbrücke in die Winterlandschaft hinaus. Vor einer verschneiten Dorfschenke hielt der Schlitten, und ein Bote eilte auf das Schloß, das auf einem Hügel lag und unter seinem Schneedach mit nicht ganz heilen Fensterscheiben hervorblickte. Es währte nicht lange, so erschien Kasimir unten in der Schenke.

„Ich will nach Warschau zum König, ihn um Gnade anflehen für meinen Vater — du mußt mich dahin geleiten!“

Kasimir wäre kein ritterlicher polnischer Edelmann gewesen, wenn er nur einen Augenblick gezögert hätte. Wohl drohte ihm die Gefahr, daß der Onkel von dieser Fahrt Kunde erhielt.

Ein Abenteuer hätte er verziehen, das widersprach nicht den Hoffitten; doch ein Cavalier, der eines Verbrechers Tochter geleitete, machte sich zum Mitschuldigen! Kasimir hoffte indes, dem Fürsten die Fahrt mit der Tochter des Geächteten verbergen zu können. Schnell erteilte er seine Befehle; das Gefinde flog hin und her. Der Diener packte nach kurzer Anweisung Kasimirs Mantelsack; der Kutscher holte den Schlitten und die beiden mutigen Socken herbei — und nicht lange währte es, so saßen Kasimir und Regina in dem Gefährt, und eilig flog dieses dahin, hinaus in die weite verschneite Welt.

O wie selig wäre diese Fahrt gewesen, hätten nicht hinter den beiden die Glocken von Thorn geläutet wie unheimliche Totenglocken, hätte nicht vor den Augen des Mädchens ein nicht zu bannendes Schreckgespenst gestanden — der blutige Henker! Und doch, es gab Augenblicke, in denen das Glück der Gegenwart mächtiger war als alle Drohungen der Zukunft. Sie entzog dem Geliebten nicht ihre Hand, wenn er sie ans Herz drückte, und ein seliges Selbstvergessen kam über sie. Da schien alles ringsum verzaubert, über ihnen bildeten die Wipfel des Waldes in ihrem Schneegewand einen Baldachin von Hermelin, und in allen Zweigen funkelten die Edelsteine.

Doch aus solchen Träumen erweckte sie der unheimliche Chor der Dämmerung, das Gefrächze der Krähenchwärme, die sich in düsteren Linien von dem Grau des Spätabends abhoben, und das Geheul der Wölfe.

In einer Herberge am Weg kehrten sie ein, alles so friedlich, so traulich, die Sterne der Nacht blinkten von oben herab. Der Vollmond lugte durch die Fenster; draußen die unbegrenzte Einsamkeit des Schneefeldes und die Weltenferne des Nachthimmels, eine heilige Stille, die keinen Verräter kennt. Sie schliefen unter einem Dach — eine Feuerprobe der Liebe — doch heilig ist das Unglück!

Und nach einem zweiten Tag und einer zweiten Nacht langten sie in Warschau an.

König August hatte die Polen an Glanz und Pomp zu gewöhnen gesucht; wenn er aus seinen Erblanden oder von den benachbarten Schlössern nach Warschau zurückkehrte, entfaltete sein Einzug stets eine königliche Pracht. Kasimir und Regina wurden Zeugen eines solchen Einzugs, und da sah diese zum erstenmal seit ihrer Kindheit den Herrscher des Landes, dem sie sich nähern wollte als Bittende. Heftiger schlugen ihre Pulse.

Da saß er auf perlfarbenem Ross in polnischem Gewand von Goldtuch, mit Hermelin gefüttert, und blauer Weste, Hut, Säbel, Gürtel, Sattel und Zeug mit Diamanten und Rubinen besetzt, und neben ihm schritten fünfzig Fuhrabanten in Schweizerkleidung. Regina sah den König scharf ins Auge; sie wollte aus seinen Zügen ihr Schicksal lesen. Er war eine stattliche majestätische Erscheinung von herkulischer Kraft. Er machte einen durchaus ritterlichen Eindruck. Das volle Gesicht mit den großen freundlichen Augen atmete Lebensfreude und Kraftbewußtsein — und nicht mehr ängstlich, sondern hoffnungsvoll sah Regina der Begegnung mit dem mächtigen Herrn entgegen.

Es war Kasimirs Aufgabe, diese Begegnung zu vermitteln; er kannte den Hof Augusts des Starken und wußte, daß er sich nicht an die Staatsdiener und Hofbeamten wenden durfte, um eine solche Zusammenkunft durchzusetzen. Er kannte den ersten Kammerdiener des Königs, der früher in den Diensten des Fürsten Lubomirski gestanden hatte. Kasimir meldete eine Bittstellerin an, die für das Leben eines Verurteilten einen Kniefall tun wolle. Der Kammerdiener fragte nur, ob sie schön sei, und lächelte verschmüht, als Kasimir dies bejahte. Es war eine Gefahr, in die sich Regina stürzte. Kasimir begleitete sie bis zu einer Seitentür des sächsischen Palais, dort fand sie den Kammerdiener, und dieser führte sie auf einer Seitentreppe hinauf in das Kabinett des Fürsten.

Der König empfing sie in einem blauamtenen Pelzhausrock; er prüfte Gestalt und Gesicht des Mädchens, und der Erfolg dieser Prüfung war ein beifälliges Lächeln.

Regina kniete vor ihm nieder.

„Was erbittest du von mir, schönes Kind?“

„Das Leben meines Vaters, des Bürgermeisters von Thorn!“

„Die gute Stadt Thorn — sie hat mir im Schwedenkrieg Dienste geleistet und ihre Treue bewahrt.“

„Und in Erinnerung daran steht mein Vater die Gnade Eurer Majestät an! Er ist verurteilt von einer Kommission

des Reichstags wegen der Tumulte in der Stadt, an denen er ganz schuldlos ist."

Des Königs Züge verdüsterten sich.

"Ich besinne mich! Der Sturm auf das Jesuitenkollegium, die Schändung der Heiligthümer — ein böser Fall, der schwere Ahndung verdient. Und ich, der König, der zum alten Glauben zurückgekehrt ist, dürfte am wenigsten eingreifen, wenn es gilt, dessen Feinde zu schützen. Das würde Mißtrauen erregen bei dem Volk, das mir aus freier Wahl die Krone angeboten hat."

"O Sire, Sie haben ein menschlich fühlend Herz!"

"Und wenn ich auch diesem Gefühl folgen wollte, da ich der Stadt Thorn huldsvoll gesinnt bin, ich kann es nicht, ich darf es nicht! Die Krone Polens hat nicht das Recht der Begnadigung."

Regina rang verzweifelt die Hände.

"Du tust mir leid, doch ich vermag nichts gegen die Verfassung! Aber eine so reizende Blüte — sie darf nicht so früh geknickt werden. Einen Vater zu verlieren in so grausamer Weise — es ist ein schmerzliches Geschick! Ich will für dich sorgen, mein Kind! Eine meiner Hofdamen — ja, die Frau meines Oberkassenmeisters soll dich in ihre Obhut nehmen."

Regina stand da, fest und trotzig, dem Fürsten einen stolzen Blick zuwerfend.

"Ich danke, Sire! Ich weiß, wo meines Bleibens ist!"

Da rührte der Fürst die Klingel und wandte dem Mädchen mit flüchtigem Gruß den Rücken.

Der Kammerdiener führte sie achselzuckend die Seitentreppe hinunter.

* * *

Am 18. November traf der blutdürstige Fürst Lubomirski mit den Kronsoldaten in Thorn ein zur Vollziehung des Blutgerichts; 150 Dragoner und 3000 Mann Fußvolk konnten jede aufrührerische Bewegung niederhalten. Doch über der Stadt brütete ein angstvoll feierliches Schweigen.

Auch Marzewski war zurückgekehrt; er beriet mit dem Vater. "Wir dürfen den Eid nicht leisten," sagte dieser, "und wir leisten ihn nicht! Zu so blutiger Gewalttat biete ich nimmer meine Hand! Wenn man uns die Marienkirche überläßt und reichlichen Schadenersatz leistet und die Hauptfrevler mit Gefängnis straft, so ist der Sühne genug!"

Marzewski aber sagte hohnlachend: "Der Hydra wachsen neu die Köpfe, man muß sie ganz zertreten. Wir schwören nicht, aber die Kommission wird mit sich handeln lassen; ich stelle sieben Zeugen, die statt meiner den Eid schwören sollen."

Da bekreuzigte sich der Vater Rektor. "Du wirst die Gemordeten in deinen Träumen sehen, ohne Köpfe — ihr rauchendes Blut wird dich anklagen, und sie werden dich vor Gottes strengen Richterstuhl laden!"

"Ich weiß, was meine, was unsere Pflicht ist!" erwiderte Marzewski fanatisch.

Rösner hatte seine Tochter wiedergesehen, sie erklärte ihm, daß sie den König umsonst um Gnade angefleht habe. "So gibt es keine Rettung mehr!" sagte der Bürgermeister, in stiller Ergebung die Hände faltend. Da dröhnten Gewehrsalven an der Haustür und auf der Treppe; Rösner und die andern Schuldigen wurden ins Gefängnis abgeführt. Noch ein letzter Abschied, ein Abschied auf Nimmerwiedersehen! Regina brach zusammen.

Fürst Lubomirski verzichtete auf den Eid der Jesuiten und ließ sich an den andern Zeugenaussagen genügen. Es gab einen heftigen Austritt zwischen ihm und seinem Neffen, der verlangte, daß geschehen müsse, was Rechtens sei, und nur unter dieser Bedingung habe der Fürst Gewalt erhalten über Leben und Tod.

In auflosendem Zorn wies der Fürst ihm die Tür. Kasimir hatte seine Zukunft verzehrt.

Rösner hatte die Erlaubnis erlangt, Briefe zu schreiben; er empfahl seine Tochter der Fürsorge seiner nächsten Ver-

wandten. Die Buchstaben erschienen schwankend und zitterig; doch nicht die zitternde Hand trug schuld daran, sondern das dämmerige Licht, das durch die vergitterten Kellertüren fiel. Als Rösner selbst noch einmal die schwer lesbaren Zeilen durchprüfte, trat Marzewski in seine Zelle. Rösner sprang auf.

"Ihr wollt Euch an den Qualen Eures Opfers weiden?" rief er ihm entgegen, "Ihr irrt, Ihr findet einen ruhigen Mann, den sein Glaube tröstet!"

"Ich komme, Euch zu retten!" sagte Marzewski, "freilich, Ihr dürft die rettende Hand nicht zurückweisen; ich muß eine Bedingung machen. Sie ist wohl leicht zu erfüllen. Unser König ist Euch ja hierin mit seinem erhabenen Beispiel vorgegangen."

"Ihr meint —?"

"Man will Euch begnadigen, ganz begnadigen, wenn Ihr den lutherischen Glauben abschwört und in den Schoß unserer Kirche zurückkehrt; das sühnt jeden Frevel; ja, ich leugne es nicht, es steht für uns höher im Preis als Euer Kopf. Ich will keinen falschen Schein meiden; bei Gott, es ist nicht Menschenfreundlichkeit, um Euch den verdienten Tod durch Henkershand zu ersparen. Doch nach Eurer Belehrung werden vielleicht hundert andere Eurem Beispiel folgen."

"Spart Eure Mühe! Ich stehe und falle mit dem lutherischen Glauben als ein Opfer der polnischen Tyrannei, der diese deutsche Stadt ein Dorn im Auge ist. Vor dem Tod hat mich niemand gerettet, aber nach dem Tod wird der Weltgeschichte Gang mir früher oder später eine Sühne bereiten, und mein Angedenken wird in Ehren bleiben!"

"Wir werden dafür sorgen, daß ihm eine Schandsäule errichtet wird!" sagte der Jesuit, hinter dem der Kerkermeister bald die Tür raffelnd schloß.

Es war am 7. Dezember. Der Altstädtische Marktplatz war mit Truppen umstellt, ebenso der Hof des Rathauses. Hier mußte, lange ehe die späte Sonne des December sich erhob, bei Fackelbeleuchtung der Bürgermeister Rösner das Schafott besteigen, und sein ehrwürdiges Haupt fiel unter der Hand des Henkers. Im Lauf des Tags wurden auf freiem Markt neun andere Verurteilte hingerichtet, darunter Wobrucht, der Weißgerber Härtel, der Nadler Schulz, der Schuhmacher Mentisch. Dann wurden katholische Mitglieber in den Rat gewählt, das evangelische Gymnasium geschlossen und nebst der Marienkirche den Bernhardinern übergeben. Als die Kommission dem Rat die Stadtschlüssel zurückgegeben und mit der Heeresmacht die Stadt verlassen hatten, da begleiteten sie die Jesuitenschüler mit Waldhornmusik über die Brücke.

Kasimir erhielt ein Zettelchen von Regina:

"Die Tochter eines Geächteten kann nimmer Dein Weib werden. Ohne den Vater und Dich hat das Leben keinen Wert mehr für mich! Mit dem letzten Gruß und Kuß."

Einige Tage darauf fand man ihre Leiche in der Weichsel. Kasimir, der sich von seinem Onkel losgesagt hatte, dem sein Vaterland nach diesen letzten erschütternden Vorgängen zuwider geworden war, verkaufte sein Gütchen und suchte und fand eine Stelle im kurländischen Staatsdienst; doch auch an der Elbe konnte er nimmer die Weichsel vergessen.

Das Thorer Blutbad erregte Abscheu in ganz Europa. Zahllose Druckschriften erschienen in allen Ländern. Der ohnmächtige Polenkönig wurde mit Vorwürfen überhäuft; Großbritannien, Dänemark, Schweden, die Republik Holland, ja selbst der deutsche Kaiser drückten ihm ihre Entrüstung aus. Der König von Preußen und der russische Zar drohten, mit Waffengewalt die Rechte der Andersgläubigen in Polen zu schützen, doch Zar Peter starb, ehe er dem Frieden von Oliva sein Recht verschafft hatte, und der König von Preußen schloß durch Vermittlung Englands und Frankreichs einen neuen Vertrag, durch den dem Ausbruch der Feindseligkeiten vorgebeugt wurde.

Wintergrün.

Von Max Hesdörffer.

Die Pflanzenwelt der freien Natur ist schön und eigenartig zu allen Jahreszeiten. Im Frühling erbauen wir uns an dem so wechselvoll gestalteten zarten, saftigen Grün, dem ein immer stattlicher werdender Blumenstolz folgt. Den Blüten wieder folgen lachende Früchte, die in manchen Arten bis tief in den Winter hinein aus dem fahlen Geäst hervorleuchten. Die weißen Früchte der Schneebeere, die in Scheindolden von den Zweigen des Hohlunders herabhängen, den schwarzroten Beeren, die korallenfarbigen Fruchtseindolden der Eberesche, die Beeren der Zwergmispeln, Wildrosen u. a. sind von schöner und malerischer Wirkung. Aber erst wenn das Laub gefallen ist, kommen diese Winterfrüchte recht zur Geltung.

Zuvor legen viele unserer Silber- oder Blautanne. Laubgehölze noch einmal für kurze Zeit ein farbenschönes Kleid an.

„Das Laub entfärbt sich“, sagt der Volksmund, wenn das vom Wind bewegte Blätterwerk mancher Bäume in allen Farbentönen von Grün zu Gelb, Braun und Rot leuchtet. Sind dann die Blätter gefallen, die beim Ahorn, dem Schneeball, dem wilden Wein u. a. wunderbare Farbenkompositionen zeigten, so werden wir erst gewahr, daß auch die Rinde so manchen Strauches in lieblichen Farben erstrahlt, die uns zuvor das Laub verdeckte, und daß auch das Astgewirre manch malerischen Baumes eingehende Betrachtung lohnt, zumal wenn es mit silbergrauen, oft in langen Strähnen herabhängenden Flechten bedeckt ist oder mit den immergrünen netzförmigen, im Winter weiße Beeren tragenden Büschen der schwarzenen Mistel.

Nur wenige Holzgewächse bleiben im Wandel der Zeiten scheinbar unverändert, es sind dies die immergrünen Sträucher und die Nadelbäume. Nur ein Nadelbaum der Heimat, die Lärche, verbringt den Winter in blattlosem Zustand, und zu ihr gesellt sich in unsern Gärten noch die Sumpfpypresse als sommergrünes Nadelholz. Unsere übrigen heimischen Nadelhölzer, Tanne, Fichte, Kiefer, Wacholder und die als Waldbaum im Austerben begriffene Eibe, sind immergrün. Neben den wenigen Arten der Heimat finden wir in unsern Gärten zahlreiche, bei uns winterharte fremdländische Arten, von denen sich sogar die Forstwirtschaft manche dienstbar gemacht hat. In unsern Gärten und Parks markieren die meist düster gefärbten Nadelhölzer den Schatten, sie verleihen, zu reichlich angepflanzt, der Landschaft

einen düstern Charakter, und manche von ihnen sind ja auch ausgesprochene Friedhofsbäume wie gewisse Lebensbäume und die schlaffe, dünne Säulen bildende immergrüne Zypresse (*Cupressus sempervirens*), der Charakterbaum orientalischer Friedhöfe. — Maßvoll, einzeln und freistehend oder zu kleinen Trupps vor lichtgrün belaubte Gehölzgruppen gepflanzt, sind die in den echten Arten meist schlant und stolz emporwachsenden Nadelbäume nicht nur im vorgeschrittenen Frühling, wenn der junge, frische, sich von den altendüsterfarbigen Nadeln wirkungsvoll abhebende Trieb hervorbricht, sondern auch im Winter, umgeben von fahlem Gehölz, von malerischer Schönheit. Nach frischem Schneefall, wenn die weißen Kissen auf den wagerecht ausgebreiteten Asttagen der Tanne und Fichte haften, so daß sich die im Winter mit Zapfen geschmückten Äste oft tief unter der Last herabbeugen, wird sich wohl kaum ein Mensch dem Zauber verschließen können, der vom deutschen Nadelwald oder auch nur von einer gut gewachsenen Gruppe dieser Bäume ausgeht.

Die Tanne ist der echte deutsche Weihnachtsbaum, der aber der Rang vielfach von der Fichte, in einigen Gegenden auch von der Kiefer streitig gemacht wird. Während jedoch die Fichte in warmer Stube rasch die Nadeln wirft und dadurch unschön und lästig wird, haften sie bei der Tanne noch im Vertrocknen fest an den Zweigen.

Unter den fremdländischen Tannen und Fichten haben in erster Linie die silbergrau belaubten Arten und Formen Anwartschaft darauf, als Weihnachtsbäume Verwendung zu finden. Vorläufig aber sind sie ausschließlich noch sehr hoch im Preise stehende Gartenschmuckpflanzen.

In neuerer Zeit tritt es immer augenfälliger zutage, daß in den Gärten der Großstädte die Nadelbäume nicht mehr recht gedeihen wollen; sie leiden durch die den Schornsteinen entströmenden Verbrennungsgase, besonders durch den sich beim Verbrennen der Steinkohlen verflüchtigen Schwefel, der mit dem Sauerstoff der Luft direkte Verbindung eingeht, wodurch ein Gas, die schweflige Säure, entsteht. Diese Säure verwandelt sich in Verbindung mit Feuchtigkeit, also an nassen Wintertagen und bei Schnee, in Schwefelsäure, die als scharfes Gift alles organische Leben zerstört, worunter gerade die



Sängende
Mischypresse.



Eibe.



Stechpalme.

wintergrünen Gehölze, namentlich die Nadelbäume, zu leiden haben. Es hat sich nun in der Praxis herausgestellt, daß die blaugrau belaubten Silberfichten sich gegen dieses Gift am widerstandsfähigsten erweisen, was ihnen eine immer umfangreichere Verwendung in den Stadtgärten und in den Gärten der Industriezentren sichert.

Von allen abnorm gefärbten Nadelbäumen unserer Gärten sind doch die Silberfichten die stolzesten und anmutigsten.

In der Anpflanzung bunt belaubter Sträucher und Nadelbäume muß man sich in der Regel große Beschränkung auferlegen, denn nur, wenn sie ganz vereinzelt angepflanzt werden, bringen sie ebenso wie Form- und Trauerbäume Leben sowie Farben- und Formenkontraste in die Landschaft, der sie aber bei zu häufiger Wiederkehr einen krankhaften Charakter aufprägen. Es gilt dies namentlich von den gelben, gelb und grün oder weiß und grün panaschierten Lebensbäumen, den bunten Wacholdern, den kugel- und säulenförmigen oder kriechenden Sorten. Im Gegensatz aber zu all diesen Naritäten ist die edle Silberfichte ein Baum, der stets im Garten seinen Platz aus-



Mistel.

füllt und den Beschauer immer zur Bewunderung herausfordern wird. Die Arten, die uns die schönsten Blausichten liefern, sind *Picea pungens* und *Engelmanni*; erstere ist in zahlreichen abweichenden Formen, letztere auch in einer silberweißen Abart in den Gärten vertreten. Am auffallendsten sind diese Silberfichten im Juni, wenn sich der junge Trieb entfaltet hat und die silberigen, mit wachsartigem Duft überhauchten Nadeln einen wirklichen Gegensatz zu den älteren abgedunkelten Zweigen und zur ganzen Umgebung bilden. Da diese Blausichten sehr variieren, so werden die schönen Varietäten nur durch Pfropfen auf gewöhnliche Fichten vermehrt; sie sind sehr teuer und kosten je nach Größe fünfzig bis hundert Mark und mehr.

In neuester Zeit haben diese Silberfichten eine Rivalin in der gleichfalls silbergrau belaubten Korktanne *Arizona* (*Abies arizonica*) erhalten, die allerdings bisher nur in ganz kleinen Exemplaren in Deutschland vorhanden ist; die größte Pflanze des Kontinents ist z. B. ein etwa meterhohes Bäumchen des Botanischen Gartens in Darmstadt. Diese Tanne, die den Eingeborenen der Hochgebirge des nördlichen *Arizona* längst bekannt war, wurde 1896 von Dr. Hart Merriam auf einer wissenschaft-

lichen Expedition entdeckt und später vom deutschen Pflanzensammler Purpus nach Europa gebracht. Neben ihrer silberfarbigen Belaubung zeichnet diese Tanne eine prächtige silbergraue, korkartige Rinde aus, die bereits zu Zierholzarbeiten mannigfache Verwendung findet. Die Zukunft muß erst lehren, ob sich dieser Nadelbaum neben den Silberfichten in unsern Gärten behaupten wird. Er ist durchaus winterhart, da er in *Arizona* in einer Region von 3000 Metern bis fast zur Baumgrenze, die bei 3600 Metern liegt, vorkommt, er hat aber den großen Fehler, im Gegensatz zu andern Nadelbäumen ungewöhnlich früh auszutreiben, so daß der



Sinn- oder Immergrün.

junge Trieb häufig durch Spätfröste leidet. Von prächtig belaubten wintergrünen Nadelbäumen sehen wir unter den Abbildungen Seite 1101 noch einen Zweig einer hängenden Nadelzypresse (*Chamaecyparis*), darunter den Zweig einer männlichen Eibe. Verschiedenartig gestaltete Nadelholzweige lassen sich im Winter

gut zur Ausschmückung von Blumenvasen verwenden; in erster Linie sind hierzu aber Tannen und Fichten zu empfehlen, weil sie jenen bekannten, der Lunge wohlthuenden ozonreichen Harzduft ausströmen, der uns den frischen Weihnachtsbaum so lieb und wert macht.

Wenn wir jetzt mit offenen Augen in Feld, Wald und Garten Umschau halten, so finden wir neben dem Nadelholz auch manch immergrünes Laubgehölz. Einen willkommenen Zimmerschmuck liefern uns zur Winterzeit die stachelig beblätterten Zweige der Stechpalme, die freilich keinen Anspruch darauf erheben darf, eine wirkliche Palme zu sein. Sie ist ein heimischer, in den Gärten vielfach angeplanzter Strauch, der im Winter neben den unergänglichen Blättern, fest an die vorjährigen Zweige angeschmiegt, noch weithin leuch-



Waldeseu.



Immergrüne virginische Eiche.

tende gelbrote Beeren trägt. Diese Beeren schmücken den schönen immergrünen Strauch während des ganzen Winters, weil ihnen nach meinen Beobachtungen von unsern Stand- und Strichvögeln, für die Mehl-, Holunder-, Ebereschenbeeren u. a. Lederbissen sind, nicht nachgestellt wird. Auch den harten, metallisch glänzenden blauen Beeren der Mahonien und des Efeus, den roten Beeren des Feuerdorns und den dicken schwammigen Schneebeeren stellt kaum ein Vogel nach. Neben der Stechpalme hat sich auch bei uns neuerdings die Mistel, die in England die Stelle unseres Christbaums vertritt, mehr und mehr als Weihnachtsgrün eingebürgert. Das ist gut, denn die Mistel ist eine der schädlichsten Schmarotzerpflanzen, die nicht nur auf Wald- und Zierbäumen, sondern auch auf Obstgehölzen schmarotzt, indem sie ihre Wurzeln in das lebende Gewebe ihrer Wirte sendet. Durch den Weihnachtsbedarf an Mistelzweigen und den ganzen neßförmigen Büschen wird alljährlich sehr unter diesen Baumpolypen aufgeräumt. Verschiedene Vogelarten, namentlich Drosseln, stellen den mit klebriger Masse gefüllten weißen Mistelbeeren nach und tragen, da sie die Samen nicht verdauen, zur Verbreitung der Mistel bei, und zwar zu ihrem eigenen Verderben, denn aus den Mistelbeeren kocht der Vogelfresser den mörderischen Vogelkeim. Auch der Efeu liefert ein geschätztes Wintergrün. Die unterste Abbildung auf Seite 1102 zeigt Zweige des heimischen Waldefeus in ihrer Doppelgestalt. Die hängende untere Ranke zeigt einen Trieb der jungen Pflanze mit eckigen Blättern. Sobald die Pflanze in blühbares Alter kommt, stellt sie das Ranken ein, die Äste werden dick und sperrig, und die Blätter runden sich. Den Blüten folgen die auf dem Bild dargestellten



Breitblättriger Buchsbaum.

metallisch glänzenden Winterbeeren. Neben dem Efeu deckt den Boden des winterlichen Waldes noch ein zweites schmuckvolles immergrünes Pflänzchen, das Sinn- oder Immergrün. Es blüht im Frühling leuchtend blau, und man hat es in die Gärten verpflanzt, wo es an schattigen Stellen den Nasen ersehen muß. Der deutsche Wald hat keinen immergrünen Laubbaum aufzuweisen; die Buchen werfen das Laub ab, während es die Eichen oft noch im trockenen Zustand den ganzen Winter hindurch bis in den Frühling hinein festhalten. Aus andern Ländern sind aber auch wirklich immergrüne Eichen in unsere Gärten gelangt, die sich allerdings vielfach recht frostempfindlich erweisen. Eine ziemlich harte und dabei schöne wintergrüne Art ist die virginische Eiche. Im Gegensatz zum Wald ist der Garten reich an immergrünen Sträuchern, die aber fast alle aus fremden Ländern stammen. Manche sind sehr empfindlich, müssen deshalb gut gedeckt werden und können dann nicht als winterlicher Gartenschmuck gelten, bei andern, wie den Alpenrosen, werden die Blätter welk, senken und rollen sich unter der Einwirkung des Frostes und der austrocknenden scharfen Winterluft, aber viele Pflanzenarten bleiben schön und unveränderlich, wie Kirschlorbeer und der sehr langsam wachsende Buchsbaum, der dem Holzschnitzer ein unentbehrliches hartes Holz liefert.



Schmalblättriger Kirschlorbeer.

Diese und andere immergrüne Laubhölzer sind für unsere städtischen Gärten von unschätzbarem Wert, da sie einerseits eine gute Portion Schatten ertragen und selbst noch unter dem Druck großer Bäume ein leidliches Wachstum zeigen, andererseits aber auch den giftigen Rauchgasen gegenüber, denen so viele Nadelbäume zum Opfer fallen, eine große Widerstandsfähigkeit bekunden. So hat auch der Winter sein Laub, das uns trotz Eis und Schnee erfreut, wenn wir an kalten, stürmischen Tagen ans Haus gebannt sind, die Natur da draußen nicht ganz schmucklos erscheinen läßt und uns so etwas wie Frühlingsahnung in das winterliche Heim zaubern kann.

ganz schmucklos erscheinen läßt und uns so etwas wie Frühlingsahnung in das winterliche Heim zaubern kann.

Der stille Weg.

Roman von Richard Stowronnek.

(Schluß.)

Während Sacrow seine Vorbereitungen zum Abschied vom Leben traf, versuchte er sich klarzumachen, weshalb er das alles tat, aber der eigentliche Beweggrund wollte ihm nicht mehr einfallen. . . . Alles wie weggewischt hinter der Stirn, nur ein dumpfes, die ganze Brust ausfüllendes Schmerzgefühl und der unwiderstehliche Zwang, ein Ende zu machen. Alles, was seines Lebens Inhalt ausgemacht hatte, lag ja in Scherben, war zertümmert. . . .

Er hob argwöhnisch den Kopf: hatte da nicht eben jemand auf die Türklinke gedrückt? . . . Aber nichts regte sich weiter. . . . es waren wohl nur wieder einmal die verdammten Nerven gewesen! . . . Aber da . . . jetzt . . . Schritte im

Wohnzimmer. . . Er richtete sich auf und schrie den Freund mit verzerrtem Gesicht an: „Was willst du hier noch, und wie bist du hereingekommen? Weshalb läßt du mich nicht ruhig meiner Wege gehen? . . .“

„Ein bißchen viel Fragen auf einmal“, sagte der Oberleutnant Hartung ganz ruhig und steckte den auf dem Schreibtisch liegenden Revolver ein. „Ad 2 also: durch die Kuchentür, nachdem ich die vordere verschlossen gefunden hatte. Das übrige aber wird sich später finden!“

Henner trat dicht auf ihn zu. „Hörst du,“ sagte er heiser, „ich gebe niemand das Recht, sich in meine allerinnersten Angelegenheiten zu drängen!“

Der Oberleutnant Hartung ließ sich gleichmütig im Schreibtischstuhl nieder, steckte sich einen seiner strohblonden Knäler an. „Ein bißchen langsamer, mein Jungchen! Und zunächst mal 'ne kurze Aufklärung: ich bin nicht gekommen, dich zu hindern, sondern dir zu helfen!“ Und, als der andere ihn mißtrauisch ansah, fuhr er fort: „Ja, ja, und auf mein Wort meinerwegen, es ist so! Vorhin, als wir Abschied nahmen, dachte ich, der brave Henner geht jetzt nach Hause und schießt sich mit Fug und Recht 'ne Kugel vor den Kopf. Mit Fug und Recht, denn ein Mensch wie du verdient kein besseres Schicksal. Und allerhand Hochachtung, sagte ich mir, vor seiner Geschicklichkeit, die Fährte zu verwittern; außer den dreien, die darum wußten, aber natürlich den Schnabel gehalten hätten, der Baron Quessendorf, die Komteß und ich, hätte kein Mensch auch nur einen Schimmer von Ahnung gehabt. Also so weit war ich einverstanden, nur, gerade, als ich mir den feinen Überrock zuknöpfte, fiel mir ein, dir einen andern Ausführungsmodus vorzuschlagen. Nicht so plump und grob: bems, ein Loch in der Stirn, sondern unauffällig, fast elegant möchte ich sagen — ein anderer Pfad schließlich zum gleichen Ziel — ein stiller Weg —“

Henner von Sacrow hob den Kopf, ein wenig mißtrauisch noch, aber, was er da eben gehört hatte, fing ihn doch an zu interessieren.

„Nein nein,“ fuhr der Oberleutnant Hartung fort, „und keine Angst, ich wollte dich vielleicht einwickeln! Wie schon gesagt, im Gegenteil und meinen Segen. Ein Kerl wie du, der über einem treulosen Frauenzimmer das bißchen Verstand verliert, handelt vollkommen recht, wenn er sich ins Jenseits spediert, nur wozu sich selbst bemühen, sagte ich mir, wo wir doch jetzt die brillante Dampferverbindung nach Südwestafrika haben?“

Henner hatte sich abgewandt. „Treuloses Frauenzimmer“ war das rechte Wort gewesen, das ihm so lange gefehlt hatte. Die Erinnerung kam ihm mit einem Schlag wieder, er fing an zu begreifen, daß in all diesen Tagen an seiner Stelle wirklich ein anderer gehandelt hatte, ein anderer, der plötzlich in seine Seele gefahren war, einer, für den es keine Hemmungen gab, der nur seinen Instinkten und begehrliehen Regungen folgte. . . . Zugleich aber befiel ihn der Jammer über sein bißchen verpfushtes Leben, verpfuscht um ein nichts-nutziges, treuloses Frauenzimmer. . . . aber eigentlich, wenn man gerecht sein wollte, stimmte das ja gar nicht. . . . er selbst trug die Schuld, weil er gerade in der Zeit der Entscheidung sich ferngehalten hatte, und als er endlich zu einem Entschluß gekommen, war es zu spät gewesen, sein Glück schon verpaßt. . . . Ein heißes Würgen in der Kehle, ein Zucken mit den Schultern, dann aber ein Aufschrei, der in einem Schluchzen endete, einem Schluchzen, das den ganzen starken Körper erschütterte. . . . Und allmählich löste sich die furchtbare Spannung, die ihm Geist und Seele so lange gefangen gehalten hatten!

Unaufhaltsam rannen seine Tränen die Wangen hinab. . . . „Geh, Franz, laß mich jetzt allein“, bat er endlich mit erstickter Stimme. Der Oberleutnant Hartung aber suchte nur mit den Achseln, die Krisis war noch lange nicht vorüber.

„Ah nein, mein Jungchen, denn ich stehe hier nicht für mich allein da, sondern für unser Offizierkorps. Gewiß, ich bin dein Freund, daneben aber auch ein ganzes Ende lang Gneisenaujäger, und ich sage dir, ich dulde es nicht, daß du auf unsern saubern Rock einen so bösen Klecks machst! Heute mittag erschloß sich in seiner Wohnung der Oberleutnant des hiesigen Jägerbataillons von Sacrow. Aber die Gründe dieses in Anbetracht der begleitenden Nebenumstände geradezu sensationellen Selbstmordes schwirren allerhand unkontrollierbare Gerüchte durch die Stadt! . . . Übermorgen früh sieht's in allen Zeitungen, und wir müssen das hinterher ausbaden, dir ist's natürlich höchst gleichgültig, du hast's aus dem Kopf. Und dann kommen die näheren Erläuterungen: alles, was dich in den Tod getrieben hat, wird vor der breiten Öffentlichkeit

auseinandergesetzt, beschnüffelt und beträchtigt; denn bild' dir doch nur nicht ein, die hiesige Society ließe sich mit dem offiziellen Leichenbefund „plötzliche Geistesstörung“ abfertigen! Schon vorgestern hat man in allen hiesigen Bürgerhäusern deinen bevorstehenden Abfall in Quessendorf erörtert — wenn du's nicht glauben willst, laß dir von meiner regierenden Gattin die Unterredung berichten, die sie auf der Heimfahrt mit Herrn Fuhrhalter Möller hatte! . . . Wie anders aber, mein Jungchen, sieht der ganze Fall aus, wenn nach kurzen sechs Wochen in den Zeitungen steht: „Der Oberleutnant von Sacrow, früher im Jägerbataillon von Gneisenau, beim Sturm auf. . . auf. . . na, sagen wir mal, Horntranz gefallen!“ Dann wird dein Name auf der langen Tafel in der Kaserne eingemeißelt, auf der da zu lesen steht: „Es starben den Tod fürs Vaterland. . . wir aber brauchen nicht die Augen unter uns zu schlagen, wenn die Rede von dir ist, sondern können uns mit gerechtem Stolz zu dir bekennen: „Der da draußen den Heldentod starb, war unser Kamerad. . .!“

Henner von Sacrow schüttelte mit dem Kopf. „Gib dir keine Mühe, Franzel, es geht nicht! Hier bis zur Erledigung meines Gesuchs herumgehen. . . mir von allerhand teilnehmenden Leuten die Hand schütteln lassen. . .“

In dem gutmütigen Gesicht Hartungs leuchtete es auf; er fühlte, daß er in dem hartnäckigen Kampf um Tod oder Leben eine gute Fußbreite Boden gewonnen hatte. . . .

„So, und das Wort ‚Urlaub‘ steht wohl in deinem Verikon? Brauchst nur noch einen einzigen Tag hier mit lächelnder Miene herumzugehen, und morgen Abend schon nach Schluß der Besichtigung stehst du am Schalter: ‚Bitte, eins Zweiter Berlin! Auch retour, Herr Oberleutnant?‘ fragt der Eisenbahnbonze. ‚Nein,‘ sagst du, ‚danke, mein Rücktransport wird hoffentlich auf Staatskosten bewerkstelligt werden! . . . Und jetzt noch eins! Bisher hab' ich nur immer von uns gesprochen; begreiflich, denn an sich selbst denkt man immer am allerersten. Aber Junge, Henner, du hast doch auch etwas, was dir höher stehen muß als aller Jammer und Kummer, deinen Namen! Schwerenot nochmal, du heißt Henner von Sacrow! Und nun stell' dir vor, du kommst oben an im himmlischen Kasino, willst dich an dem Tisch melden, an dem deine Sippe sitzt, aber der alte Herr, der den Borstz führt, zuckt mit den Achseln. ‚Das muß ein Irrtum sein, wir sind eine geschlossene Gesellschaft. Und meines Wissens hat man Sie bereits da unten gestrichen als einen, der unsern anständigen alten Namen zu Unrecht geführt und durch tausend häßliche Mäuler geschleift hat. Die Sacrowe, die hier sitzen, sind alle für König und Vaterland gestorben, in heißer Feldschlacht oder nach ehrenvollem Dienst im Frieden; keiner aber hat sich feig aus dem Leben gestohlen, dem Leben und Dienst, die beide dem König gehören. . .!“

Henner von Sacrow wendete sich um, in seinem Gesicht zuckte es. „Franzel! Und ich danke dir!“ . . . Er ging mit großen Schritten auf und ab, plötzlich aber blieb er stehen. „Und der Inspekteur? Was sage ich ihm, wenn er mir mit der Beförderung ins Gardejägerbataillon kommt?“

Der Oberleutnant Hartung lachte auf, denn der Sieg war erkochten. . . .

„Über solche Kleinigkeiten zerbrichst du dir den Kopf? Spielst einfach das Präveniere, bittest, ehe er überhaupt nur den Mund aufstun kann, um eine geneigte Befürwortung deines ergebenen Gesuchs, schon mit dem nächsten Transport nach unten befördert zu werden! Wenn er aber etwa remonstrieren sollte, Kerle wie du hätten als Truppenerzieher in der Heimat zu bleiben. . . na dann sagst du: ‚Ezzenz, bitt' gehor samst um einen ‚Privatdiskursch‘ und schenkt ihm reinen Wein ein. Der hohe Herr hat mir so ausgesprochen, als wenn ihm trotz aller soldatischen Strenge nichts Menschliches fremd wäre, und, wer weiß, wenn du ihn richtig anzupacken verstehst, dreht er die ganze Chose so, als wenn diese südwestafrikanische Idee von ihm ausgegangen wäre! Überhaupt ich an deiner Stelle

— wir haben noch zwanzig Minuten vor uns — würd' mir die Augen auswaschen und zu ihm ins Hotel gehen. Und frei von der Leber weg sagen: „Erzellenz, das liebe Deutschland ist leider zu eng für zwei Menschen, die sich aus dem Weg gehen müssen, man begegnet sich, wenn man nun mal auf ein und dieselbe Kaste angewiesen ist, an allen Ecken und Enden“ . . .“

Henner's Brust hob sich unter einem tiefen Atemzug. „Hast recht, Franzel, und so soll es geschehen. Aber schilt mich deswegen: nicht euret oder meinetwegen! Die eine, die sich ein anderes Glück gesucht hat, soll nicht darunter leiden . . . also es ist gut!“

„Na, siehst du.“ sagte der Oberleutnant Hartung, „so spricht ein Edelmann und Jäger! . . .“ Sie schüttelten sich die Hände und sahen sich fest in die Augen . . .

* * *

Als der Oberleutnant Hartung aus dem Kasino vom Mittagessen heimkehrte, sah er die Gattin in banger Erwartung am Fenster stehen. Da winkte er schon von weitem mit der Hand zum Zeichen, daß alles gut abgelaufen wäre. Die Liebe, Gute hatte an dem günstigen Ausgang ja das allergrößte Verdienst, denn sie war es gewesen, die mit echt weiblichem Scharfsinn die Saat des Mißtrauens in seine arglose Seele gestreut hatte . . . Und während er sich hastig zum Nachmittagsdienst umzog, erstattete er seinen Bericht:

„Na also, heute abend fährt er. Sein Hauptmann Cramer hat mit einem Mal den Größenwahn gekriegt, er könnt' allein weiter schaffen und hat sich gesund gemeldet. Das übrige aber programmgemäß. Der Inspekteur steht auf, klopf ans Glas: „Meine Herren! . . . Es wird Sie vielleicht alle überraschen, aber wir haben einen Afrikaner in unserer Mitte!“ . . . Allgemeines Heben des Kopfes . . . ein paar Duzend Schlagworte, Vaterland, die rechten Männer auf die rechten Plätze, noch mal Vaterland, Si vis pacem, para bellum, und wo könnte man den lehteren am besten lernen, doch nur vorm Feind, nicht wahr? „Scharfgeschliffenes Schwert, und nur die allerbesten wären gerade gut genug . . . hohe Auszeichnung . . . Kompagnieführer mit winkendem Hauptmannspatent, glückliche Wiederkehr. Vems, Tusch, Gläserklingen! Als ich mit dem so Angeprofteten anstieß und er mir die Hand schütteln wollte, sagte ich bloß: „Na ja, im Prinzip waren wir uns einig. Nur du wirst mir zugestehen, die Aufmachung ist um ein Erhebliches eleganter!“ . . . Und als Frau Annemarie mit schwimmenden Augen zum Fenster hinausah, sagte er lachend: „Geh, geh, Alte, mach mich zu guter Letzt nicht noch eifersüchtig! Wie heißt's in dem alten Soldatenlied? „Eine jede Kugel trifft ja nicht!“ . . . Nur merkwürdig, daß er bei den lehten Worten den Kopf nach unten beugen mußte . . . aber das lag nur an den langen Stiefeln, die so schwer auf den Fuß gingen, weil sie am Vormittag feucht geworden waren.“

* * *

Liebe Freundin und Schwester!

Ich weiß, Sie zürnen mir nicht, daß ich ohne Dank und Abschied von Ihnen gegangen bin. Manches ist ja von mir in dieser Zeit abgefallen, vieles hat sich geändert und geläutert, aber noch heute vermöchte ich's nicht, unter Ihre klaren und gütigen Augen zu treten . . . ich bin noch lange nicht genesen! Tagelang reitet man im Stumpfsinn dahin, schlägt sich, die Kugeln schwirren . . . Bawat . . . Durst . . . Hunger, aber der Stumpfsinn ist keine Gesundheit. Und der alte Freund, dem ich tausend und mehr Meilen weit nachgezogen bin, um ihn zu finden, geht mir aus dem Weg. Jeden Abend denke ich: Na vielleicht morgen, aber er äßt mich, links und rechts von mir fallen die braven Jungen, mich verspottet er, in dem gellenden Pfeifen der Kugeln glaub' ich sein Lachen zu hören.

Heut hat mir die Feldpost die Vermählungsanzeige gebracht: Herr und Frau August Schmielke geben sich die Ehre . . . es gab einen gewissen Einschnitt in dem ewigen Einerlei, ein paar törichte Anklagen gegen das Schicksal und die Frage: Warum gerade mir das? Also gut und vorbei . . . Nur sie hätte mich in Frieden lassen sollen, ich gehe ja auch so meinen Weg. Und nur keine Angst, daß ich je wieder ihren Pfad kreuzen könnte, die Herero schießen leidlich, und der Krieg ist ja noch lange nicht zu Ende.

Wenn ich mich heute frage, was mich damals in all die Wirrsal getrieben hat, so war es vielleicht ein Überschwang an Phantasie. In der andern sah ich immer einen Teil von Ihnen, liebe vielleicht zwei, Ihre herrliche Seele, Frau Annemarie, und der andern rotblondes Haar . . . ich weiß es nicht mehr, mein armer Kopf tut mir weh von dem vielen Grübeln. Und keine Rettung: selbst wenn sie ohne Seele wäre, könnte ich ihren Verlust nicht verwinden. In hundert Nächten schon ist mein Herz über Länder und Meere heimwärts geflogen . . . auch heute liege ich allein an dem spärlichen Lagerfeuer, in der Brust alles leer, weil mein Bestes wieder einmal auf Urlaub ist . . . Und ob sie vielleicht noch einmal an mich denkt? . . . Vor mir, im ungewissen Licht der Mondfichel, erheben sich die nackten Felsen, die wir mit Tagesgrauen stürmen sollen . . . in Prahistorf aber sitzt eine, ein anderer beugt sich über ihr lachendes Gesicht, und sie merkt es vielleicht gar nicht, daß mein Herz um sie flattert . . . die Nacht ist herum, in der Vorpostenlinie fallen Schüsse . . . also vielleicht heute . . . oder morgen? . . .“

So lautete der Brief ohne Unterschrift und Adresse, der durch einen merkwürdigen Zufall, vielleicht weil er beim Auffinden des Gefallenen in dem Kuvert der Vermählungsanzeige von Frau Schmielke, geborenen Komteß Prahistorf, gelegen hatte, an eine falsche Empfängerin geraten war, lange nachdem der Telegraph schon die Todesnachricht in die Heimat getragen hatte. Ein rotblonder Kopf neigte sich über das Blatt, und ein Paar dunkler Augen füllten sich mit Tränen . . . Armer Henner! . . .

Blätter und Blüten

Leuchtender Schnee. Wandern wir in einer mondcheinlosen Nacht über schneebedeckte Landschaft, so nehmen wir wahr, daß dann die Dunkelheit nicht so groß ist wie zu Zeiten, da unter sonst gleichen Bedingungen die Schneedecke fehlt. Das hat darin seinen Grund, daß der Schnee die Lichtstrahlen zurückwirft und daß auch die Spuren des Lichtes, die uns der Sternenshimmer bietet, nicht verloren gehen wie in dunklen Erdreich. Besonders kräftig tritt diese Erscheinung in den Polarländern hervor, insolge dessen ist auch dort in der monatelangen Polarnacht die Dunkelheit für den Menschen nicht so unerträglich. Mitunter plaudert man aber auch bei uns im Tiefland, wenn man des Nachts über frisch beschneite Felder wandert, wahrzunehmen, daß hier und dort eine Fläche von einem eigenartigen Schimmer überzogen ist. Es erweckt dann den Anschein, als ob der Schnee selbst leuchte. Das braucht durchaus

nicht eine Täuschung zu sein. Im Hochgebirg hat man leuchtenden Schnee wiederholt beobachtet. So sah man im Tal von Aroia, wie ein kleines Firnjeld am Aroia-Rothorn in einer Augustnacht im eigenen phosphoreszierenden Glanz erstrahlte; gespenstlich wogte das matte Licht auf und ab, und die Erscheinung dauerte eine halbe Stunde. Ferner hat man auch bei Lawinstürzen, die in der Nacht stattfanden, hin und wieder ein Ausleuchten der Schnee- und Eismassen wahrgenommen. Erklärt sind diese Erscheinungen noch nicht. Ist wird es sich um ein von der Sonne erborgtes Licht gehandelt haben. Schon die Brüder Schlagintweit haben darauf hingewiesen. Sie nahmen Firn und Eis, die an Frosttagen grell von der Sonne beschienen wurden, und trugen sie in ein kaltes, dunkles Zimmer. Sie sahen alsdann, daß diese Proben in schwachem phosphoreszierendem Schimmer leuchteten.

Neujahrskarten aus Eisen. (Zu den untenstehenden Abbildungen.)

Als das Märkische Provinzialmuseum noch im alten Köllnischen Rathhaus zu Berlin untergebracht war, erreichte eine Sammlung eiserner Neujahrskarten die Bewunderung vieler Besucher, und wir glauben auch an ern Lesern mit einigen Wiedergaben dieser seltsamen Karten Freude zu bereiten. Die Entstehung der meisten fällt in die Jahre von 1805 bis 1832, doch sind einzelne auch später ausgegeben worden, wie unser Bild mit der Aufschrift: „Berl. Hamburg 1848 Eisenbahnhof“ zeigt. Die aus Gußeisenplatten hergestellten und schwarzlackierten Karten — Erzeugnisse der einstigen königlichen Erzgießerei zu Berlin — weisen zum Teil Ansichten von Berlin selbst auf, wie: das königliche Schloß Unter den Linden, das Denkmal des Großen Kurfürsten, die königliche Erzgießerei und ihr „Kap-Ächer“, zum Teil geben die Abbildungen Ansichten fremder Städte wieder: das Blücherdenkmal in Breslau, das Kämertor zu Trier, das Münster zu Straßburg uhw. Wohl in Erinnerung der Vercingetorixkriege wurde das Original unserer Abbildung gegossen, das inmitten allerlei Eisenerzeugnisse, von Vorbeer und Palmenzweigen umgeben, die Worte zeigt: „Glorreiche Waffen gibt das Eisen. In Künsten schafft es Schmud und Nutzen. Die Eisenarbeit segne Gott.“ Der Reliefguß sämtlicher Karten ist aufs genaueste ausgeführt, die Ansichten wirken künstlerisch schön. — Es gibt Sammler, die für ein ihnen fehlendes Stück dieser zum Teil sehr seltenen Neujahrskarten hohe Preise zahlen.

Bergfahrt vom Popocatepetl in Mexiko. (Zu der untenstehenden Abbildung.) Auf der Fahrt durch die Hochebene von Mexiko fallen dem Reisenden die schneebedeckten Berggipfel der Orizaba und des



Berlin-Hamburger Eisenbahnhof 1848.

wichtigere; denn die vulkanischen Kräfte haben in seinem Krater ungeheure Massen von Schwefel angehäuft. Zu diesen Lagern waren schon die Soldaten des Eroberers Cortez hinaufgestiegen und holten sich Schwefel zur Herstellung von Pulver. Seit jener Zeit arbeiten in den dampfenden Eifen fleißige Menschen mit Pickel und Schaufel, sammeln den Schwefel und das losgelöste „Schwefelerz“ in Körbe, die etwa 20 Pfund fassen; durch Binden werden diese Körbe an den Kraterand emporgezogen und nun andern Arbeitern übergeben, die sie ins Tal bringen. Der Berg, an dessen Fuß Eichen grünen und dessen Sockel von Nadelwäldern bedeckt ist, trägt von 4400 Meter an die Schneehülle, und so muß der Schwefel über Firnsfelder befördert werden. Dafür haben die Mexikaner eine einfache Methode erfunden. Die Arbeiter legen sich mit ihrer Last auf Strohmatte und gleiten auf ihnen mit großer Geschwindigkeit talabwärts. Unser Bild stellt eine solche Rutschpartie dar, die in den letzten Jahren auch viele Touristen mitgemacht haben. Diese primitive Beförderung, die vier Jahrhunderte hindurch üblich war, wird in nächster Zeit aufgegeben werden. Der Schwefelschatz, den die



Bergfahrt vom Popocatepetl in Mexiko.

Bullkammasse birgt, scheint unerschöpflich zu sein. Alexander von Humboldt hat ihn auf 100 Millionen Tonnen geschätzt, und andere Beobachtungen lassen erkennen, daß noch heute die Ablagerung von Schwefel immer von neuem stattfindet. So hat eine Gesellschaft nordamerikanischer Kapitalisten den Vulkan neuerdings angekauft und trifft Anstalten, die Ausbeutung in rationaler Weise zu betreiben. Auf dem Boden des Kraters, der 180 bis 200 Meter tief unter dem Kraterand liegt, wird eine Bahn erbaut werden, die die einzelnen Werksstätten miteinander verbinden soll. Durch eine Drahtseilbahn soll der Schwefel zum Rand emporgehoben und auf einer zweiten Drahtseilbahn zum Fuß des Berges befördert werden, wo man ihn in Raffinerien läutert wird.

Kolonialratten. Die Ratte ist ein wunderlustiges Tier, das sich im Lauf der Zeit über fast alle Gebiete der alten Welt verbreitet hat. Sie benutzte aber auch als blinder Passagier die Seeschiffe der Menschen, kolonisierte mit und machte sich selbst auf den entlegenen Inseln. Infolge ihrer Fruchtbarkeit kann sie hier zu einer schrecklichen Plage werden. Das ist gegenwärtig in unserer jüngsten Kolonie Samoa der Fall. Mit Freunden hat man dort die Kakaokultur in Angriff genommen, ohne freilich zu ahnen, daß ein großer Teil der

Mühe einfach den Ratten zugute kommen sollte. Mehrere Pflanzer schreiben von dort an das Kolonialwirtschaftliche Komitee: „Der Schaden, den die Ratten in den wenigen bisher tragenden Kakaobeständen durch An- und Ausreifen reifer und unreifer Früchte angerichtet haben, ist demmaßen beorgnisserregend, daß ein baldiges energisches Einschreiten gegen dieses Uebel dringend geboten erscheint. Sollte dereinst jene schwerwiegende Frage Samoas gelöst werden, dann werden auch die

Kakaopflanzer einer besseren Zukunft entgegengehen können.“ Im Anschluß daran berichtet Dr. Soskin im „Tropenpflanzer“ über die üblen Erfahrungen, die man in anderen Kolonien mit den Ratten macht. Besonders schwerwiegend sind die Schäden, die die Ratten auf San Thomé anrichten. Dort freffen sie jährlich den fünften Teil der Ernte auf. Beim

Kakao allein kann der Verlust jährlich auf drei Millionen Frank geschätzt werden, geschweige der Vernüßungen, die sie in den übrigen Kulturen der Insel anrichten. Sehr bedeutend ist die Rattenplage auf den britischen Antillen, besonders auf Trinidad. Auch auf Martinique ist der Schaden, den die Ratten in den Zuckerröhrenpflanzungen verursachen, außerordentlich hoch. Hier hat man zu verschiedenen Mitteln gegriffen, um das Ungeziefer auszurotten. Man bediente sich zunächst einer einheimischen giftigen Schlange, die den Ratten eifrig nachstellte. Als sie sich aber vermehrte, haben sich die Einwohner gezwungen, auch gegen



Kleine Kapelle im Stieghaus der Kgl. Eisengießerei 1805

Vor etwa zehn Jahren führte man nach Martinique das Inneumon ein, und zwar aus Jamaika, wohin es 1872 aus Indien importiert wurde. Dieses kleine Raubtier sollte sowohl gegen die Ratten als auch die Schlangen vorzugehen. Anfangs ging die Sache gut, dann aber fand das Inneumon am Haus geflügel mehr Gefallen, es verlegte auch nützliche Tiere, wie Kröten und Eidechsen, um vergriff sich schließlich an Obst und Zuckerrohr, zu deren Schutz es geholt wurde. In sich das Tier gleichfalls durch eine außerordentliche Fruchtbarkeit auszeichnet, wurde es zu einer neu-

Plage, die bekämpft werden mußte. Auf Trinidad schloß es überhaupt mit den Ratten Frieden und räuberte mit ihnen um die Wette, so daß auf dieser Insel für die Erlegung eines Rattenmons ein Preis von fünf Schilling ausgelegt ist! Am besten haben sich noch Hunde, Rattenfänger, bewährt. Manche Leute machen aus der Bekämpfung

Seite 1097). Szenen aus der Magdeburger Geschichte sind es, die Professor Artur Kampf auf die Wandflächen des großen Saales für Magdeburger Altertümer im magdeburgischen neuen Kaiser-Friedrich-Museum gemalt hat, Bruchstücke aus dem an Kämpfen und Siegen reichen Herrscherleben Ottos I., des Großen, der 973 in Memleben



Wandgemälde im neuen Kaiser-Friedrich-Museum zu Magdeburg.

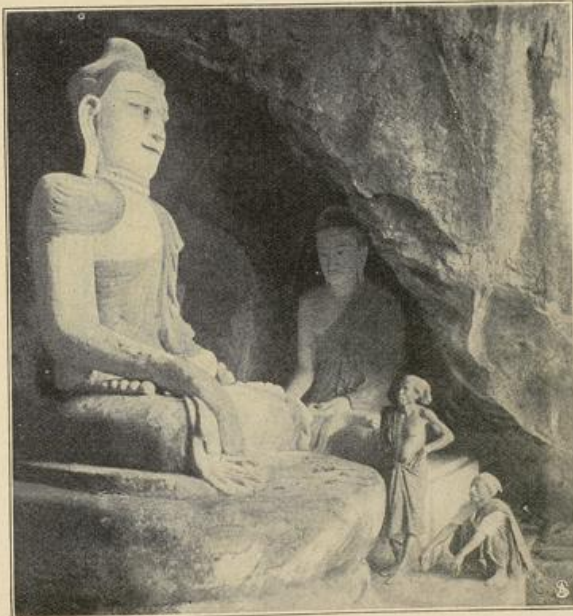
Von Artur Kampf.

der Ratten ein Geschäft. Mit Karth und Säbel ausgerüstet, geben sie mit Koppeln von Rattenfängern auf die Jagd aus. Sobald sie ein Loch bemerken, graben sie die unterirdischen Gänge rauf aneinander, und die Ratten, die nach allen Richtungen sich zu retten suchen, werden von den Hunden erbarmungslos getödet. Die Gutsbesitzer zahlen für die abgelieferten Rattenschwänze eine Prämie. Natürlich sucht man überall den Schädlingen auch mit Gift und Fallen beizukommen. Die moderne Wissenschaft sucht die Ratten, ebenso wie dies bei den Mäusen der Fall ist, durch Bakterien zu vernichten, die unter Ratten Krankheiten und Seuchen erzeugen. Auf die Ratten wurde das Mittel erst im Jahr 1902 zum erstenmal angewandt. Das Institut Pasteur arbeitet mit einem von Dr. Kampf entdeckten Krankheitserreger. Es wurde beschloffen, mit einem Aufwand von 400 000 Frank den Kampf gegen die Ratten mit diesem Mittel in verschiedenen Provinzen Frankreichs aufzunehmen. Die Ausgabe würde sich schon lohnen, da z. B. nach angestellten Berechnungen der in Dänemark jährlich durch Ratten verursachte Schaden zwölf Millionen Mark betragen soll. Als völlig sicher wirkend hat sich leider auch dieses Mittel nicht bewährt. Hoffentlich wird es aber den Bakteriologen gelingen, es besser auszubilden, da ja auch die Hygiene zum Kampf gegen die Ratten, die zu den Verbreitern der Pest zählen, mit Nachdruck auffordert.

Artur Kampf's Wandgemälde im neuen Kaiser-Friedrich-Museum zu Magdeburg. (Zu den Bildern auf dieser Seite und

stark und in Magdeburg beigelegt wurde. Der berühmte Geschichtsmaler zeigt sich in diesen figurenreichen Gemälden auf der Höhe seiner Kunst. Welche Charakteristik auf dem packenden Mittelstück: Otto I. zieht als Sieger über die Slaven und Wenden in Magdeburg ein! Wie reißt die wuchtige Reitergestalt des siegreichen Königs trotz der Fülle ergreifender Einzelheiten doch das Interesse an sich. Auch auf dem ersten Seitenstück: Otto I. und seine erste Gemahlin Editha betreiben die Befestigung von Magdeburg, zeigt Artur Kampf wieder seine Meisterschaft in der Darstellung muskulöser Körper, hier treten die Kraft und Realistik seiner Kunst stark hervor, die zu Beginn seiner Laufbahn solch leidenschaftliche Stürme für und wider ihn erregt haben. Und wie schön kommt auf dem zweiten Seitenbild: Otto I. und seine zweite Gemahlin Adelsheid nehmen Abschied vom Grabe der 946 verstorbenen Königin Editha, die feierliche Stimmung zum Ausdruck! Der Auftrag, diese Bilder zu malen, hätte in keine geeigneteren Hände gelegt werden können, und diese Motive aus den wilden, immer erneuten Kämpfen gegen die Wenden, die Otto I. mit eiserner Faust niedergewang, mußten einen Künstler wie Kampf naturgemäß besonders reizen.

Grottentempel in Birma. (Zu den untenstehenden Abbildungen.) Indien ist reich an Felsentempeln, die als Werke frommer Menschenhände die Bewunderung der Reisenden erregen. Sind doch viele dieser Tempel mit ihren weiten Hallen, Säulengängen und zahlreichen Statuen indischer Gottheiten von Brahmaniten und Buddhisten in den Fels



Eingang zu der unterirdischen Grotte nahe Maulmain, Birma.



In der Pangoo-Tempelgrotte, Birma.

Copyright Stereograph of the White Co., London.

gehauen worden. Berühmt sind namentlich die Grottentempel auf der Insel Elephanta bei Bombay und die Felsentempel bei Afschanta und Elura in der Landschaft Kaidarabad. Aber auch natürliche Höhlen wurden von den Gläubigen vielfach zu geheiligten Stätten erhoben. Höchst eigenartig sind in dieser Hinsicht die weiten Tropfsteinhöhlen in Birna, die Bingshöhlen, die etwa achtzig Kilometer weit von Kangan liegen. Inmitten der phantastischen Gebilde der Stalaktiten und Stalagmiten sind hier zahlreiche Bildnisse Buddhas aufgestellt worden,



Max Schillings.

ebenso hat man die Wände mit Reliefdarstellungen religiöser Szenen geschmückt. Ja, man ging noch weiter und hat einzelne der Tropfsteine zu grotesken Buddhabildnissen behauen. Richard Strauß' „Salome“ und Max Schillings' „Moloch“. (Zu den nebenstehenden Bildnissen.) Die großen musikalischen Ereignisse der diesjährigen Saison waren die Erstaufführung der „Salome“ am Berliner königlichen Opernhaus und die Premiere von Max Schillings' „Moloch“ im Dresdener Hoftheater. Auch die „Salome“ hat in Dresden ihre Aufführung erlebt, allein erst die Aufführung in Berlin war ausschlagend für den Erfolg des Werkes. Richard Strauß darf mit diesem Erfolg zufrieden sein: Das vielumstrittene Werk, das gewaltige Anforderungen an die ausübenden Künstler stellt, entfesselte einen Beifallssturm. Wie viel davon auf Rechnung der Sympathie für den Komponisten, wie viel auf die glänzende Aufführung und Ausstattung geht oder der bizarren Willkürigen Dichtung gilt, die als Text der Straußschen Musik zugrunde liegt, soll hier nicht erörtert werden. Richard Strauß gibt auch in diesem seinem neuesten Werk Programm Musik; die „Salome“ ist eine symphonische Dichtung großen Stils. Ganz andere Wege geht Max Schillings, der feinsinnige Komponist von „Jugwelle“ und „Feiertag“, dessen „Moloch“ die musikalische Welt mit so hochgepannten Erwartungen entgegen sah. Er hat sie insofern nicht ganz erfüllt, als er mit diesem jüngsten Werk nicht, wie man geglaubt, völlig neue Bahnen beschritt, sondern darin nur eine weitere Variation seiner vornehmen, zurückhaltenden Art gab, die mehr auf musikalische Feinschmecker, denn auf die große Masse zu wirken bestimmt scheint. Es fehlt auch im „Moloch“ die himelstreichende Kraft, und wenn man für diesen Mangel an Temperament bis jetzt den Textdichter Max Schillings, den Grafen Spard, verantwortlich gemacht hatte, so muß man nur bedenken, daß es Max Schillings selbst an der Energie des Ausdrucks, der rechten Schlagkraft fehlen läßt. Wohl ist kein Mangel an schönen Steigerungen, an meisterhaft aufgebauten Ensemblesätzen, entzündenden musikalischen Bildern und eigenartigen Klangeffekten, aber zu einem Ausbruch glühender Leidenschaft kommt es eigentlich nicht.

Die astronomische Welt- und Kunstuhr in München. (Zu der nebenstehenden Abbildung.) Im oberen Turmstock des herrlichen Münchner Rathhauses wird künftig die von dem Astronomen, Kunst- und Astronommechaniker Chr. Reithmann jun. erfundene Welt- und Kunstuhr Platz finden, die jetzt im alten Nationalmuseum die staunende Bewunderung von Laien und Fachleuten erregt. Dies Meisterwerk der Technik und der dekorativen Kunst zugleich — der als genialer Formentwinder bekannte Professor Otto Hupp hat sich mit seinen Schülern E. Hehen und A. Kolb dem Erfinder zu gemeinsamer Arbeit verbunden — ist eine der glanzvollsten Schöpfungen des Menschengeistes, es darf sich den

größten Kunstwerken aus alter und neuer Zeit stolz zur Seite stellen. In einer Art dreiflügeliger Architektur aufgebaut, umfaßt das vier Meter hohe und drei Meter vierzig Zentimeter breite Gehäuse im ganzen dreizehn größere Zifferblätter. Darunter das zwölfstellige Zifferblatt, das die Münchner Ortszeit und die mitteleuropäische Zeit angibt und von dem vierundzwanzigteiligen Stundenring der polytropischen Uhr umschlossen wird; ferner das Astrolarium, dessen einzelne, bewegliche Ringe nicht nur den jeweiligen Stand von Sonne und Mond, Nektarzenion, Deklination und Länge dieser



Richard Strauß.

Gestirne, sondern auch die Knotenlage der Mondbahn, Erdnähe usw., das Alter des Mondes, die Jahreszeiten und die Tag- und Nachtlänge für das entsprechende Datum aufzeichnen. Die wichtigste Zeit für den Astronomen: die Sternzeit, die der Ausgangspunkt für Einstellung und Regulierung unserer Uhren ist, wird auf einem besonderen kleinen Zifferblatt der linken Turmbeltrömmung angegeben, während in den rechten Seitenturm das reiche Blatt des Kalendariums eingelassen ist und an den auf unserm Bild nicht sichtbaren Seitenwänden außerdem eine bewegliche Sternkarte — die zwölf Stunden vorher die über dem Horizont Münchens sichtbaren Sternbilder zeigt! — ein Mondrelief, ein plastisches Sonnensystem u. a. m. angebracht sind. Der Kunstuhr vorgelagert und durch eine Ballustrabe umschlossen ist ein kunstmechanisches Planetarium von hohem wissenschaftlichem Wert, das mit feiner mathematischer genauen Berechnung und Durchführung alle bisherigen ähnlichen Darstellungen übertrifft. Fünf Betriebswerke legen diese bewunderungswürdige komplizierte Kunstuhr in die mathematisch genau eingeteilte Bewegung, Hauptwelle ist die an eine elektrische oder Turmuhr angegeschlossene Stundenuhr. Der ideale Wert des Kunstwerks, dessen reellen der Erfinder auf 60000 Mark angegeben hat, ist gar nicht zu schätzen. Als das bedeutame Werk im Jahr 1902 von der Abteilung für Kunst und Wissenschaft der Prinz-Regent-Luitpold-Stiftung dem Astronomen Reithmann auf Grund ver-

bliffender Vorarbeiten übertragen wurde, ahnte man nicht, welche herrliche Gedankenarbeit aus dem Altmünchener Häuschen an dem Hofstatt hervorgehen sollte, in dem die Familien Reithmann sen. und jun. patriarchalisch beisammen wohnen. Reithmann ist ein in der Geschichte der Uhrenentwicklung hochangesehener Name, der jetzt 88jährige königliche Hofuhrmacher Christian Reithmann sen. ist der Erfinder des ersten Viertel-Gasmotors und der elektrischen Normaluhr mit Sekundenpendel.

Von den Salunken. Der Ausdruck Salunke gilt heute allgemein als Schimpfwort. Das scheint aber nicht immer der Fall gewesen zu sein. Wie A. Kern in der „Zeitschrift für deutsche Wortforschung“ berichtet, war diese Bezeichnung in Silesien und seinen Nachbarländern für eine bestimmte Art niederer Schloßbedienten ganz gebräuchlich. In dem „ungefährlichen Begriff, wie zukünftig die Hof- und Haushaltung bestellt werden soll“ vom Jahr 1564 heißt es, daß die Holunken „anentbehrlich zum Verenden“ sind; sie sollen sich daneben noch mit Holztragen müßlich machen. In andern Quellen werden Holan en als laufende Boten und in andern wieder Holunken als Fortgeschickten oder Heidenläufer bezeichnet. In Oppeln wurden im 16. Jahrhundert Wächter auch Holunken genannt, und noch heutzutage ist auf einigen oberösterreichischen Adelschloßhöfen die Bezeichnung Salunke für den Nachtwächter üblich.



Jaeger & Coergan, München, 1901

Astronomische Uhr aus dem Deutschen Museum zu München.

Druck und Verlag Ernst Reil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hermann Fischer; für den angezeigteil verantwortlich: Franz Boerner, beide in Berlin. — In Osterreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: B. Wittig; für den angezeigteil verantwortlich: J. Rafael beide in Wien. — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.